



Ihr werdet meine Zeugen sein



Bistum
Hildesheim

Vorwort

P. Medard Kehl

Zeugenschaft

Seite 4 – 26

Dokumentation eines Vortrags und der anschließenden
Aussprache im Rahmen des Katechetischen Kongresses
„Ihr werdet meine Zeugen sein“
am 17. Februar 2004 in Frankfurt/M.

Bibeltheologische Beobachtungen

Seite 6 – 10

Zeuge sein in unserer Gegenwart

Seite 10 – 26

Matthias Kaune

„Wahrhaftig, jetzt begreife ich...“

Seite 27 – 33

ZeugInnen – Zeugnis – Zeugenschaft

Kleine Kriteriaensammlung für gelingende Zeugenschaft

Dirk Kroll

Firmvorbereitung als zeugnisorientierte Firmbegleitung

Seite 34 – 38

Martin Schürenberg

Eine Firmvorbereitung im Geiste von Sant Egidio:

Gebet und Freundschaft mit den Armen

Seite 39 – 46

Mystagogische Sakramentenpastoral braucht Zeugenschaft...

„Muss mein Pate katholisch sein?“ „Warum soll eine Patin denn gefirmt sein?“ Diese Fragen werden im Zusammenhang von Taufe oder Firmung immer wieder gestellt, wenn ein guter Freund, eine vertraute Bekannte oder jemand aus der Verwandtschaft die Patenschaft übernehmen soll. Häufig stehen dabei eher formale Aspekte im Mittelpunkt. Doch aufmerksame Pfarrer oder pastorale Mitarbeiter fragen sich immer häufiger, ob dieser zukünftige Pate auch jemand ist, der von seinem Glauben begründet und überzeugend Zeugnis geben kann.

Wer wird Katechetin oder Katechet bei der Erstkommunion- und Firmvorbereitung? Problematisch wird es dort, wo der Glaube der künftigen Begleiter eher verschüttet scheint und eine gelebte Praxis der Mitfeier der Eucharistie nicht erkennbar ist. Ein katechetischer Vorkurs kann eine wertvolle Erfahrung für die Teilnehmenden sein; aber befähigt er dazu, Kinder oder Jugendliche auf die Feier eines Sakraments vorzubereiten?

Wer kann einen Katechumenen, Konvertiten oder Suchenden auf

dem Weg zu Taufe und Konversion begleiten? Es gibt viele Pfarrer, die bei der Suche nach Begleitern aus ihrer Gemeinde eher ratlos sind. Und wenn man keinen findet, dann macht man selbst einen zweifellos guten Glaubenskurs oder führt einige Glaubensgespräche. Das katechumenale Modell schlägt etwas anderes vor; doch es ist eher selten, dass sich Gruppen bilden, bei denen Suchende und Katechumenen, Konvertiten und Revertiten von Christen begleitet werden, die durch ihr Zeugnis und ihre Begleitung einen existenziellen Zugangsweg im Glauben eröffnen.

Die Rede von einer ‚missionarischen Pastoral‘ bündelt all die Herausforderungen, die sich in einer nachchristlichen Gesellschaft immer deutlicher stellen: Auf neue Weise ‚sprachfähig‘ werden im Glauben, eine Erzählgemeinschaft des Glaubens bilden, mit Suchenden über den Glauben ins Gespräch kommen, den Glauben überzeugend und einladend leben. Zeugenschaft wird zu einer immer bedeutsameren Kategorie. Und mit der Frage nach Zeuginnen und Zeugen des Glaubens

sind weitere Grundfragen einer Pastoral der Zukunft verknüpft: Die Fähigkeit, vom eigenen Glaubensleben Zeugnis abzulegen, setzt voraus, dass Menschen zuvor durch eine Schule der Selbstevangelisierung gegangen sind – oder besser: dass sie einen eigenen Weg im christlichen Glauben und in gemeinschaftlicher kirchlicher Praxis gehen, an dem sie anderen Menschen teilen. Dort, wo sich Glaubende den Glauben gegenseitig bezeugen, und andere mitnehmen in diesen Raum des Zeugnisses, dort entsteht und wächst Kirche.

Wie genau lässt sich gelingende Zeugenschaft beschreiben? Welche Orte und Vorgänge braucht es, um Zeugenschaft zu entwickeln und zu stärken? Lässt sich beispielhaft zeigen, wie die Rolle von Zeuginnen und Zeugen innerhalb einer Sakramentenpastoral aussieht, die stärker als bisher den katechumenalen Status vieler Teilnehmender ernst nimmt?

Der hier dokumentierte Vortrag von Prof. P. Medard Kehl entstammt dem Katechetischen Kongress des Jahres 2004. Er versucht zu be-

schreiben, was eigentlich Zeugenschaft ausmacht und wie gelebtes und glaubwürdiges Zeugnis heute aussehen kann. Gemeinsam mit weiterführenden Überlegungen und zwei Erfahrungsberichten aus der Sakramentenvorbereitung ist das vorliegende Heft eine Einladung an alle Mitarbeitenden und Interessierten in der Katechese, auf dem Weg zu einer mystagogischen Sakramentenpastoral die Dimension des Zeugnisses noch stärker zu reflektieren und gemeinsam vor Ort zu entwickeln.

Hildesheim, im November 2006

Dr. Christian Hennecke
Matthias Kaune

Zeuge sein in unserer Gegenwart

Katechetischer Kongress zum Thema „Zeugenschaft“
Frankfurt 2004

MK: Prof. Medard Kehl

CH: Christian Hennecke

T: Teilnehmer

CH: Unser Thema heißt: „Zeugenschaft – Ihr werdet meine Zeugen sein“. Am besten ist es immer, wenn man die Zeugen auch mit den Orten verbindet, an denen sie Zeugen sind. Deswegen haben wir auch die beiden Orte ausgesucht, die wir heute noch besuchen werden: Die Liebfrauenkirche in der Frankfurter Innenstadt und morgen Vormittag die Gemeinde Niederhöchstadt.

Wir haben uns gedacht, dass es ganz wichtig wäre, am Anfang zu einer systematischen Vergewisserung zu kommen, was überhaupt ein Zeuge ist. In unserem Papier „Option für eine mystagogische Sakramentenpastoral“, das ich Ihnen ja auch zugeschickt habe und das wir in diesen Kongressen aufarbeiten, steht ganz mutig geschrieben: Mystagogische Sakramentenpastoral braucht Zeugenschaft. Und dann steht da: „Indem und je mehr der Einzelne gemeinsam mit den anderen seinen Weg, den Gott ihm weist, in seinem eigenen Leben entdeckt und geht, je mehr er in der Communio mit anderen die Gegenwart Christi bezeugt und die Communio so glaubwürdige Ikone des dreifaltigen

gen Gottes wird, desto besser kann er auch andere in diesen Weg hineinnehmen und sie auf ihrem Weg begleiten. In dieser Weise existentieller Anteilnahme und Anteilgabe an dem Weg Gottes sind die Getauften und Gefirmten gemeinsam und auch als Einzelne authentische Zeugen.“ Es ist wirklich eine meisterhafte Formulierung, aber auch eine Formulierung, die ganz viele Fragen öffnet: Was heißt das eigentlich, Zeuge sein als Einzelner und Zeuge sein als Gemeinschaft? Und die Frage, die sich bei uns in unserem Rahmen mystagogischer Sakramentenpastoral noch viel stärker stellt, ist ja die Frage nach der zukünftigen Gestalt unserer Sakramentenpastoral. Wir bieten häufig den Zugang an über einen bestimmten Kurs mit einem bestimmten Inhalt, der vermittelt werden soll. Wir haben eher ein pädagogisch orientiertes Modell der Glaubensvermittlung und in diesem Zusammenhang stellt sich die Frage: Sind wir auf dem Weg in eine etwas anders akzentuierte Zukunft, nämlich die der einfachen Weitergabe des Glaubens durch einzelne Zeugen oder die Teilhabe an Zeugengemein-

schaften? Und danach stellt sich dann eine neue Frage: Wie wird man eigentlich ein Zeuge? Wie geht das eigentlich, Zeuge zu sein? Wie finden wir solche Zeugen in unseren Pfarreien und Gemeinden? Wie komme ich zu solchen Menschen und wie kann diese Dimension des Zeuge-Werdens gefördert werden? Lauter Fragen, die uns nachher vielleicht noch in den Arbeitsgruppen weiter beschäftigen werden, die uns aber dazu geführt haben zu sagen: Es wäre wichtig, zuerst einmal eine kleine systematische Vergewisserung zu haben.

Schließlich noch ein letzter Punkt. In unserem Fachbereich beschäftigen wir uns mit dem Thema Katechumenat im Bistum Hildesheim. Katechumenat kennt als Grunddimension das gegenseitige Bezeugen des Glaubens; das nennt man dann klassisch Katechumenatsgruppe. Da bezeugen sich Menschen gegenseitig den Glauben. Ja, das ist einfacher gesagt als getan. Und um da ein bisschen mehr Klärung zu bekommen, freuen wir uns natürlich, dass Sie sich einige Gedanken gemacht haben, Herr Professor Kehl, die Sie uns jetzt vielleicht als Anregung zur Diskussion mitteilen können. Nach dem Gruppengespräch haben wir dann hier gemeinsam noch mal eine Runde, um uns auszutauschen.

MK: Ja, meine Damen und Herren, die Einladung, mit Ihnen so einen Nachmittag zu verbringen, das war

für mich bei diesem Thema eine gewisse Herausforderung. Ich konnte nicht einfach auf etwas zurückgreifen, das in meiner Schatzkammer bereits abgelegt ist. Ich habe noch keinen Artikel oder ein Referat über genau das Thema gehalten. Jeder weiß ungefähr, was ein Zeuge ist und was dieser tun soll, aber es gibt nicht sehr viel, was darüber bereits gut ausgearbeitet wäre. Ich habe dann ein bisschen rumgestöbert in bibeltheologischen Handbüchern und Lexika; und da kam ich dann auf die eine oder andere Idee. Deswegen werde ich Ihnen jetzt in zwei Teilen meine Gedanken vortragen.

Zuerst einige bibeltheologische Beobachtungen zum Begriff des Zeugen, der Zeugin, des Zeugnisses in der Heiligen Schrift. Das mache ich recht kurz und stichwortartig mit einer kleinen bibeltheologischen Kriteriologie zur Frage, was denn wesentliche Momente des Zeuge-Seins sind.

Der zweite Teil behandelt dann die Frage, wie man in unserer Gegenwart Zeuge sein kann. Es geht also um die Übersetzung des ganzen Bibeltheologischen in unsere pastorale Situation der Gegenwart.

Erster Teil: Bibeltheologische Beobach- tungen – Drei Unterpunkte.

Erster Unterpunkt: Was bedeutet dieser Begriff Zeuge, Zeugin, Zeugnis generell? Es ist ein Terminus der Rechtssprache. Zeugen braucht man vor Gericht, wenn es darum geht, ein gerechtes Urteil zu finden. Und so ist der Begriff auch im Alten und Neuen Testament gebraucht. Zeugen treten vor Gericht auf, um jemanden zu entlasten oder zu belasten. Mit Hilfe der Zeugen soll die Wahrheit ans Licht kommen. Das sind zwei zentrale Begriffe, die wir in unserer Andacht im Johannes-Evangelium hatten: Gott ist Licht. Und auch im religiösen Bereich spricht man immer auch über Wahrheit und Licht; die Wahrheit soll ans Licht kommen. Es ist also interessant, dass dieser Rechtsterminus in den religiösen Sprachgebrauch aufgenommen und in seinen Kerngedanken übernommen worden ist. Mit Hilfe der Zeugen soll die Wahrheit ans Licht kommen.

Zweiter Unterpunkt: Wie wird der Begriff Zeuge oder Zeugnis im Alten bzw. Neuen Testament verwendet?

Beginnen wir mit dem Alten Testament; hier gibt es zwei interessante Aspekte. Seit dem Deuteronomium werden von Gott und von den Propheten Himmel und Erde als Zeugen angerufen für den Bund Gottes mit Israel. Sie werden als

Zeugen und zugleich aber auch als Garant für die ewige Treue Gottes genannt. Gott nimmt für den Bund Zeugen. Vor allem braucht er diese Zeugen dann im Rechtsstreit mit Israel, weil Israel untreu geworden ist. Gott ruft Himmel und Erde auf, also die ganze Welt, alles was er geschaffen hat, seine Schöpfung ruft er auf, dass sie gegen Israel zeugen, weil es treulos geworden ist, weil es den Bund gebrochen hat.

Der zweite Akzent im Alten Testament: Gott ruft auch Israel selbst zum Zeugen auf, nämlich für die Einzigkeit und für die Wahrheit Jahwes im Streit mit den Göttern und Götzen der anderen Völker. Gerade bei Jesaja. Warum kann Israel Zeuge dafür sein? Weil es in seiner Geschichte eine authentische Gotteserfahrung mit Jahwe gemacht hat. Und zwar eine solche Erfahrung, die bei den anderen Völkern nicht gegeben ist. Die anderen haben keine vergleichbaren Taten ihrer Götter aufzuzeigen. Ich lese Ihnen mal eine entscheidende Stelle vor, Jesaja 43,8ff; es ist dieses Kapitel, wo es immer um die Einzigkeit Jahwes geht: „Bringt das Volk her“, also Israel, „das blind ist, obwohl es Augen hat, und taub, obwohl es Ohren hat. Alle Völker sollen sich versammeln, die Nationen sollen zusammenkommen. Wer von ihnen kündigt dies an und wer kann uns sagen, was früher war? Sie sollen“, also all die Völker und Israel vor al-

lem, „sollen ihre Zeugen stellen, damit sie Recht bekommen, damit man die Zeugen hört und sagt: „Es ist wahr. Ihr“, also Israel, „ihr seid meine Zeugen, Spruch des Herrn, und auch mein Knecht, den ich erwählte, damit ihr erkennt und mir glaubt und einseht, dass ich es bin. Vor mir wurde kein Gott erschaffen, auch nach mir wird es keinen geben. Ich bin Jahwe, ich, und außer mir gibt es keinen Retter. Ich habe es selbst angekündigt und euch gerettet. Ich habe es euch zu Gehör gebracht. Kein fremder Gott ist bei euch gewesen. Ihr seid meine Zeugen, Spruch des Herrn. Ich allein bin Gott. Auch künftig werde ich es sein.“ Im Umfeld dieser Stelle gibt es auch noch mehrere andere, wo Israel es immer wieder bezeugen soll, dass Jahwe der wahre Gott ist, weil es die rettende Tat Gottes in seiner Geschichte erfahren kann.

Soweit mal einige interessante Aspekte aus dem Alten Testament.

Im Neuen Testament haben wir auch zwei interessante Traditionen, das Lukanische Werk und das Johannes-Schrifttum. Im Lukanischen Werk, also Lukas und Apostelgeschichte, werden eigentlich nur die zwölf Apostel im engeren Sinn als Zeugen betrachtet – in der Apostelgeschichte gelegentlich auch Paulus und Stephanus. Warum diese Konzentrierung auf die Zwölf? Zwei Gründe: Faktisch sind sie die Augenzeugen des Lebens, Sterbens und

der Auferstehung Jesu; und rechtlich gesehen – jetzt sind wir beim Zeugen – sind sie beauftragt. Sie sind öffentlich vom Herrn beauftragt, seine Zeugen zu sein. Sie haben etwas gesehen, sie haben mit ihm gelebt, sind ihm gefolgt, sind die Augenzeugen des ganzen Geschehens und sind zugleich aber auch beauftragt, Zeugen zu sein. Sie haben Erfahrung mit der Geschichte Jesu und das Bewusstsein, von ihm als Zeugen gebraucht zu werden, von ihm gesandt zu sein. Und beides in dieser Kombination weckt dann in den Zeugen die Bereitschaft für ihr Zeugnis; für dieses Zeugnis lassen sie auch ihr Leben, wenn es sein muss. Da kommt der Begriff Martyrium, *martyria*, ins Spiel.

Das Johannäische Schrifttum ist in seiner Wirkungsgeschichte noch stärker. Am Schluss des Prologs, also Johannes 1,14–18, heißt es: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Das ist die Kernbotschaft. „Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen.“ Die *Doxa*, „die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit. Johannes legte Zeugnis für ihn ab und rief: Dieser war es, über den ich gesagt habe: Er, der nach mir kommt, ist mir voraus, weil er vor mir war. Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade über Gnade. Denn das Gesetz wurde durch Mose gegeben, die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus.

ZEUGENSCHAFT

Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.“ Im Johannes-Evangelium geht es zentral um das Zeugnis dafür, dass Jesus der wahre Offenbarer des Vaters ist. Er ist der einzig wahre Zeuge Gottes, eben weil er allein im Schoß des Vaters ruhte und Gott gesehen hat. In ihm erschließt sich Gott selbst, tritt die Wahrheit Gottes unverborgens ans Licht. Das ist ja der ursprüngliche Sinn des griechischen Wahrheitsbegriffs, dessen Einfluss hier spürbar ist: Die Aläteja, die Unverborgenheit, die aus der Verborgenheit heraustritt. Und in Jesus tritt die Wahrheit Gottes aus der Verborgenheit heraus, wird offenbar und zeigt sich als Wahrheit. Diese Wahrheit Gottes besteht konkret in seiner Huld, in seinem Heilswillen für die Menschen, für die Welt. Die Offenbarung ist kein Selbstzweck, sondern sie hat ein Ziel: Den Menschen und der Welt als Ganzer den Heilswillen Gottes kundzutun. Sie besteht also in etwas, was zutiefst relevant ist für das Leben der Menschen, für ihre Suche nach dem guten gelingenden Leben.

Dass in Jesus dieser Heilswille Gottes unverbrüchlich offenbar wird, das bezeugen die Schriften Israels. Das bezeugt Johannes der Täufer, aber vor allen Dingen Jesus selbst durch seine sinnlich wahrnehmbaren Taten bzw. Zeichen und sein Wort, die diese Zeichen ausle-

gen – bis zur Hingabe seines Lebens. Das heißt also: Jesus ist der Ur-Zeuge der Wahrheit Gottes. Weil bei ihm der Inhalt des Zeugnisses – Gottes Heilswille – offenbar wird, wird mit dem gelebten Zeugnisgeben das Zeugnis, das er selbst durch sein Leben gibt, übereinstimmen. In der Übereinstimmung von seinem Lebensvollzug mit den Zeichen, Orten und der Hingabe des Lebens kommt das, was Jesus bezeugt, zur Sprache. Es kommt nicht nur ins Wort, sondern zur Erscheinung; es wird offenbar, es zeigt sich als wahr.

Dritter Unterpunkt: Eine kleine biblische Kriegerologie, die die Dinge ein bisschen systematisiert. Was eigentlich ist vom Neuen Testament und vom Alten Testament her wichtig für unser Thema Zeugenschaft? Worum geht es? Ich habe da vier Merkmale herausgearbeitet.

Erstes Merkmal: Was ist der Inhalt des Zeugnisses? Nun, das ist jetzt klar: Es ist die Wahrheit Gottes und sein geschichtlich heilvolles Handeln – vor allem in Jesus Christus. Diese Wahrheit seines heilvollen Handelns soll immer neu ans Licht kommen. In den Dienst dieses Ans-Licht-Kommen der Wahrheit Gottes stellen sich die Zeugen – vor allen Dingen Jesus als der Urzeuge, aber dann auch die von ihm gesandten Zeugen.

Zweites Merkmal: Was sind die notwendigen Voraussetzungen, die Möglichkeitsbedingungen für dieses

Zeugnis? Nun, um den Inhalt des Zeugnisses zu bezeugen muss jemand eine für sein Leben relevante Erfahrung mit diesem wahren Gott und seinem Urzeugen Jesus gemacht haben. Was wir gesehen und gehört, was wir getastet haben... – also eine ganz handgreifliche Erfahrung muss er gemacht haben. Und er muss sich zugleich persönlich oder mit anderen zusammen gesandt und gedrängt oder gebraucht wissen: „Gott braucht mich, braucht uns, um diese relevante Erfahrung auch anderen mitzuteilen.“ Das sind denke ich die beiden Voraussetzungen: Ein Zeuge muss wirklich eine Erfahrung gemacht haben, die ihn in seinem Leben betroffen hat, und er muss zugleich das Bewusstsein des Gesandtseins, des Gebrauchtwerdens haben. Es geht um weit mehr als bloß das Weitergeben einer Botschaft, die Mitteilung einer religiösen Überzeugung oder das Weitererzählen alter schöner Geschichten. Hier geht es wirklich um das Ganze, um die Wahrheit Gottes und die Wahrheit des menschlichen Lebens.

Drittes Merkmal: Was macht ein solches Zeugnis glaubwürdig? Die Authentizität eines Zeugen, seine Wahrhaftigkeit. Sie hängt davon ab, ob die Art und Weise seiner Vermittlung auch der vermittelten Wahrheit entsprechend, also gleichsam kongenial ist. Wort und Tat müssen sich entsprechen und heilvoll sein für ihn selbst und für die, denen er

bezeugt. Das Zeugnis muss zur Wahrheit führend sein, eine wichtige umfassende Lebensperspektive aufzeigen, Weg, Wahrheit und Leben eröffnen. An dem Zeugen, an seinem Mensch-Sein muss man das ablesen können; es kommt darauf an, wie er das tut was er tut, wie er verkündet, wie er bezeugt. Im äußersten Fall schließt das auch die Hingabe des eigenen Lebens ein, um so für den höheren Wert der bezeugten Wahrheit Gottes und ihre Heilsbedeutung einzustehen.

Viertes Merkmal: Was ist der Sinn des Zeugnisses, wozu braucht es Zeugen? Nun, es geht um Gott selbst. Er sendet Jesus; Jesus sendet Zeugen und Zeuginnen aus. Es geht darum, andere um ihrer selbst willen, um ihres Heiles willen von dieser Wahrheit Gottes zu überzeugen, damit sie dann ihrerseits in Freiheit dieser Wahrheit Gottes entsprechend leben und handeln. Und wenn sie selbst dieser Wahrheit Gottes entsprechend leben, sie handelnd internalisieren, werden sie wiederum selbst – sei es jetzt persönlich oder als Volk Gottes – von dieser Wahrheit Zeugnis ablegen. Es geht darum, gleichsam eine Kette von Zeugen zu haben, solcher Zeugen, die den historischen Abstand zu Jesus dem Urzeugen überbrücken. Es geht nicht nur darum, dass es so eine Art äußerer apostolischer Nachfolge gibt, dass es irgendwie immer weiter geht, nein. Es geht um eine

Z E U G E N S C H A F T

existentielle Gleichzeitigkeit mit Jesus, dass also die, die seine Wahrheit bezeugen, auch wenn sie Jesus nicht persönlich gesehen und gefühlt und getastet und gehört haben, doch durch eine vom Heiligen Geist gewirkte Teilhabe an der Gotteserfahrung Jesu selbst teilhaben können und sagen: Abba – Vater. Die Zeugen sollen an der ursprünglichen Erfahrung der Menschen mit Jesus, der geoffenbarten Wahrheit Gottes, teilhaben. Das ist der Sinn. Zeugen sollen lebensmäßig eingeführt werden und selber einführen in die Gotteserfahrung Jesu, in die Erfahrung, die Menschen mit Jesus gemacht haben, also die Erfahrung der Jünger und Jüngerinnen, der geheilten Kranken, der Sünder, die von ihm aufgenommen wurden, der Besessenen, die von den Dämonen befreit wurden. Solche für das Leben heilvolle Erfahrungen sollen weitergehen – nicht einfach eine Botschaft.

Zweiter Teil: Zeuge sein in unserer Gegenwart

Was heißt das jetzt – Zeuge zu sein in unserer Gegenwart? Ich möchte beginnen mit einem Zitat von Rolf Zerfass. Er hat ja im neuen LThK einen Abschnitt zu dem Thema „Zeugen“ geschrieben mit der Überschrift „Gegenwart“.

„Das Zeugnis als Glaubenspraxis ist streng situationsbedingt und kontextgebunden. In der jüngsten Vergangenheit hat es gerade unter schwierigen Verhältnissen Profil gewonnen im Kontext Lateinamerikas als Zeugnis für die Menschenwürde der Armen, im kommunistischen Machtbereich als Zeugnis für Freiheit und Frieden, in Frankreich, dem säkularisiertesten Land Europas, als Zeugnis der Hoffnung angesichts der Herausforderungen der Postmoderne. Dabei setzen die Arbeiterpriester auf die Leuchtkraft ihrer einfachen Präsenz unter den Ungläubigen, während Madeleine Debrel überzeugt ist, ihnen nicht nur die solidarische Nähe, sondern auch das Evangelium schuldig zu sein. Die französischen Basisgemeinden entdecken den wechselseitigen Bedingungs- und Zusammenhang von Gemeinschaftserfahrung und Zeugnis... Der französische Episkopat ermutigt seit 1996 unter dem Motto ‚Proposé la foi‘ dans la société actuelle‘, also den Glauben vorschlagen der gegenwärtigen Gesellschaft, die christlichen Minderheiten bei der Suche nach Lösungen für die Herausforderungen der multikulturellen Gesellschaft, vor Ort ihren Glauben ins Spiel zu bringen, anzubieten, vorzuschlagen. Die eigene Gottesbeziehung realisiert sich dabei als zukunfts-offenes Vertrauen, das die Lösungsperspektiven erweitert und Beziehungen unter Menschen stif-

tet." Jetzt kommt's, weswegen ich das Ganze vorlese: „In der deutschsprachigen Pastoral fehlt es bislang an analogen Modellen.“

Also wie sollen wir in Deutschland weiterkommen in diesem Punkt? Ich möchte einfach ein paar persönliche Erfahrungen und Reflexionen zum Thema Zeuge sein in unserer gegenwärtigen Kirchensituation geben. Ich gehe dabei den vier Kriterien nach, die ich benannt habe. Wie kann man die übersetzen?

Der Inhalt unseres Zeugnisses in unserer Zeit, also die heilvolle Wahrheit Gottes in Jesus Christus. Ich stelle die Frage: Für wen, der nicht bereits aus dieser Wahrheit lebt und durch die Verkündigung darin immer neu bestätigt wird, dem der Glaube also wirklich im guten Sinn zu einer guten Gewohnheit geworden ist, kann die christliche Botschaft überhaupt neu als heilvolle Wahrheit aufgehen? Für wen ist sie oder kann sie so etwas wie eine umfassende Lebensperspektive eröffnen?

Ich denke, hier ist es wirklich notwendig sehr nüchtern unsere Verkündigungssituation in Deutschland, im ganzen deutschsprachigen Raum, wahrzunehmen. Wir müssen uns der Tatsache stellen, dass viele unserer Zeitgenossen, die auch mit der Kirche immer wieder in Kontakt treten, in der Phase der gegenwärtigen kulturellen Deetablierung des Christentums gegenüber den meisten noch so gut gemeinten, noch so gut vorbe-

reiteten und noch so gut gestalteten katechetischen Versuchen quasi immunisiert sind. Warum ist das so? Es gibt natürlich viele Gründe. Ich möchte nur einige kurz noch mal antippen. Ich denke, zum Teil beruht das auf Überdruß am Altgewohnten. Die Worte scheinen für die Menschen, die sie hören, ausgelutscht zu sein. Denen traut man keine Lebenskraft mehr zu. Wie kommt das denn? Es mag auch an unserer Sprachschwäche, unserer Überzeugungsschwäche liegen, das schließe ich gar nicht aus. Aber ich denke, tiefer greifend ist wohl der Grund, dass das Christentum in Mittel- und Westeuropa sehr stark an der so genannten Erschöpfung der Moderne partizipiert. Das heißt, ihre großen Utopien und Mythen, die mit der Aufklärung angefangen haben – Heilbefreiung durch die Vernunft, Heilbefreiung durch die Pädagogik, Wohlstand und Freiheit für alle durch das kapitalistische Wirtschaftssystem und so weiter – diese Utopien haben ihre Kraft verloren. Sie bringen keine Leute mehr in Bewegung, weil sie eben im Lauf der 200 Jahre durch Totalität und Intoleranz abgedriftet sind und damit ihre Überzeugungskraft verloren haben. Und das Christentum, unsere Utopie vom Reich Gottes, partizipiert an dieser Erschöpfung, weil es so eng mit der Kultur vermischt war. Man traut solchen großen Verheißungen keine umfassende Horizonteröffnung mehr zu, sondern wendet sich lieber

ZEUGENSCHAFT

kleinen, partiellen, nahe liegenden Horizonten und Perspektiven zu.

Ein zweiter Grund könnte sein, dass sich in unserem Kulturkreis viele andere Alternativen und faszinierende, zum Teil auch religiös gefärbte Sinnangebote und Deutungsmuster anbieten, die man auch ohne den ganzen christlich geschichtlichen Hintergrund wahrnehmen und bei denen man auch so etwas wie Lebenserfüllung und Lebensperspektive finden kann. Ich denke nur an das eine Stichwort: Ideal der Ganzheitlichkeit. Dieser Begriff ist so etwas wie ein neuer universaler Mythos von eher religiös gestimmten Menschen, der alles, was irgendwo ganzheitlich ist, Mensch an Leib und Seele und Verstand und Gemüt, zusammenbringen kann und die großen Differenzen der Neuzeit kitten hilft. Fast ist er zu einer Heilslehre geworden. Gleichzeitig wird das Christentum noch viel zu dualistisch gesehen: Gott und Mensch, Welt (also Geschichte) und Natur, und so weiter.

Ein weiterer Grund könnte darin liegen, dass wir im Augenblick mit einem kulturell akzeptierten Konsens leben müssen, der besagt, dass zum guten Christsein eine minimale Kenntnis seiner Glaubensgehalte genügt und ebenso eine minimale Teilhabe an kirchlichen Glaubensvollzügen. Gemeint ist also die jährlich um ein halbes Prozent wachsende Zahl der inaktiven Christen, der so ge-

nannten ‚treuen Kirchenfernen‘. Warum sich denn nachhaltig und intensiver mit der Sache beschäftigen oder sich gar auf sie einlassen?

Ein letzter möglicher Grund, den ich noch nennen möchte, ist schließlich das allgemein dominierende wissenschaftliche Wahrheitsideal. Das ist jetzt so der Gegenpol zu diesem Ganzheitsideal, das sehr stark das Bewusstsein gerade junger Menschen dominiert. Als vertrauenswürdige Wahrheit gilt nur das, was wenigstens prinzipiell empirisch falsifizierbar oder verifizierbar ist. Dagegen fallen religiöse Überzeugungen für den Durchschnittsmenschen in den Bereich des Privaten, der persönlichen Meinung, der erkenntnistheoretischen Beliebigkeit, nicht aber in den Bereich der Verlässlichkeit oder der Sinnhaftigkeit. Das sind also sehr viele zum Teil auch kulturell bedingte Gründe, die ein glaubwürdiges Zeugnis erschweren, weil die Voraussetzungen nicht gegeben sind. Wir haben viel Kontakt mit den Kleinen Schwester, den Kleinen Brüdern etwa in Ostdeutschland, also in den Neuen Bundesländern. Das sind ja nun wirklich außerordentlich authentische und glaubwürdige Zeugen. Aber auch da ist die Zahl der Menschen, die wirklich anfangen sich für das Christentum zu interessieren, sehr klein.

Was ist da zu tun? Wie gehen wir mit solchen Voraussetzungen um? Nun, ich denke eine entscheidende

Voraussetzung ist, dass wir folgendes annehmen: Ob die Adressaten unserer Botschaft sich auch in existentieller Tiefe oder auf Dauer unserer Botschaft öffnen, liegt nicht in unserer Hand. Das müssen wir uns glaube ich bewusst halten, um uns da nicht zu überfordern. Und zwar möchte ich das nach einem Wort eines französischen Theologen, den Hans-Urs von Balthasar mal zitiert hat, zusammenfassend sagen: „Nur für den Armen ist die Botschaft eine frohe.“ Nur für den Armen ist die Botschaft eine frohe – und jetzt Armut im weitesten Sinn des Wortes gefasst, also nicht nur im materiellen Sinn. Beispielhaft wären es Menschen, die einmal hart mit der Endlichkeit und Zerbrechlichkeit ihres Lebens oder ihrer Welt konfrontiert worden sind und die das dabei anhebende Fragen und Zweifeln an der Selbstverständlichkeit des Lebens nicht sofort wieder verdrängt haben. Oder es könnten Menschen sein, die bewusst erleben und reflektieren, dass in allem – jetzt kommt ein kleines Wortspiel – eine Spur zu wenig an Sinn und Glück liegt. Denen wird diese Erfahrung zur Spur, um auf einer ganz anderen Ebene nach Sinn und Heil zu suchen – dort, wo wir also christlich von Transzendenz, Mysterium, Geheimnis, von Gott sprechen. Es könnten auch Menschen sein, die in irgendeiner für sie wichtigen Lebenssituation einen wirklich überzeugenden Chris-

ten, eine christliche Gemeinde oder Gemeinschaft kennen gelernt haben, wo ihnen geholfen wurde, wo sie Gelegenheit zum Gespräch und Begleitung gefunden haben.

Ich möchte das noch mal besonders auf die Problematik der Jugendlichen hin etwas konkretisieren. Da ist es ja noch schwerer. Die meisten Adressaten unserer Katechese sind Kinder oder Jugendliche. Das wird vielleicht mit der Zeit anders werden, aber immer noch sind es junge Leute bei Firmung und Erstkommunion. Ich denke das Problem liegt darin, dass diese Menschen ja erst noch die Kunst erlernen müssten, die die Erwachsenen vielleicht mit der Zeit schon gelernt haben – sich in den verschiedensten Segmenten ihrer persönlichen Lebenswelt zurecht zu finden, also Schule, Betrieb, Familie, Verein, Freundeskreis, Kirche, Welt der Mode, Welt der Computer, das Internet. Überall da müssen sie sich erst mal zurechtfinden, versuchen dabei zu sein, dazuzugehören, in zu sein. Und diese Sektoren haben ja fast nichts mehr miteinander zu tun. Sie sind in sich geschlossene Subkulturen. Die meisten Jugendlichen sind glaube ich darum kaum in der Lage, diese Segmente füreinander zu öffnen, sie irgendwie miteinander zu vermitteln. Das fällt ja Erwachsenen schon unheimlich schwer, so etwas zu entwickeln, was der Philosoph Wolfgang Iser 'transversale Vernunft'

ZEUGENSCHAFT

nennt, also einen Sinn für das Übergreifende, das Brücken bauende zwischen den Segmenten. Das bedeutet für uns, dass sich die meisten jungen Leute im Umfeld von Glauben und Kirche durchaus so verhalten, wie es dort üblich ist, wie es von ihnen erwartet wird. So weit sie mit uns Kontakt haben können wir ihnen doch eine kleine Heimat bieten. Und wenn sie zu einer kirchlichen Clique von Jugendlichen gehören, in der sie groß geworden sind z.B. als Messdiener oder als Jugendleiter, so hat genau dieses Verhalten fast nichts mehr mit dem zu tun, was außerhalb dieses Segments geschieht. Das muss man ganz deutlich sehen: Den kirchlichen Habitus legen sie nach dem Besuch des Gottesdienstes oder der kirchlichen Veranstaltung oft genau so ab wie das Messdienergewand in der Sakristei. Wenn sie rauskommen, ist da eine ganz andere Welt und die hat mit der, in der sie bis jetzt waren, fast nichts mehr zu tun.

Ich denke, Glaube und Kirche bieten nur noch für wenige junge Menschen eine umgreifende Sinnperspektive. Das ist bei dieser extremen Segmentierung der Lebensbereiche für junge Leute auch fast unmöglich. Ausnahme wäre, wenn junge Menschen irgendwie an einer, von der französischen Religionssoziologin Daniele Hervieu-Leger so genannten, ‚Spiritualität der Pilgerschaft‘ partizipieren können – im

Unterschied zu einer Spiritualität der Gewohnheit. Sie pilgern einigermaßen regelmäßig zu bestimmten geistlichen Orten oder Ereignissen mit anderen Gleichaltrigen oder Gleichgesinnten, um dort gemeinschaftlich tiefer gehende geistliche Erfahrungen zu sammeln. Das können Gebetsnächte, Jugendwallfahrten, Kirchentage oder ähnliches sein. Ich kenne eine ganze Reihe von jungen Leuten, die so unterwegs sind, ohne dass das jetzt direkte sichtbare Auswirkungen auf Gemeinde oder auf ihre grundlegende Stellung zur Kirche hätte. Das wissen wir noch nicht, wie sich das mal auswirken kann. Das sollte man nicht einfach als äußerlichen Event abtun; das ist eine Form, wie Jugendliche versuchen, das Segment Religion und Glaube irgendwo ein bisschen tiefer in ihr Leben reinzulassen.

Was heißt es Zeuge zu sein in unserer pastoralen Situation heute? Ich gehe jetzt an den Kriterien weiter entlang.

Zeugen müssen Erfahrungen gemacht haben und sich gedrängt wissen – von Gott gleichsam genötigt wissen, diese Erfahrungen weiter zu geben. Was könnte heute das erfahrungsgesättigte Zeugnis sein? Was könnten solche für das Leben eines Zeugen relevante Erfahrungen mit Gott sein, mit Jesus Christus, dem Heiligen Geist, mit der Kirche als Lebensraum des Geistes, – Erfahrungen, durch die jemand an die

heilvolle Wahrheit Gottes rührt und davon berührt wird? In der Bibel heißt es: Nur den Saum seines Gewandes wollten sie berühren – also nicht gleich ganz eintauchen in das, wovon man berührt wird. Ich möchte auch hier wieder ein paar solcher möglichen Erfahrungen nennen und zwar solche, die nicht absolut einmalig sind, die einem Menschen ganz individuell und unerwartet geschenkt werden, die einschlagen wie ein Blitz, der ihn total umwandelt und Umkehr bewirkt. Ich möchte solche Erfahrungen nennen, die ich für wichtig halte, aber auf die hin wir uns selbst auf den Weg machen können, zu denen wir etwas beitragen können, auf die hin wir uns disponieren können. Solche Erfahrungen machen dann auch unser Zeugnis etwas erfahrungsgesättigter.

Ich denke, unser Zeugnis im Ganzen krankt auf der breiten Ebene daran, dass wir Überzeugungen weitergeben, aber nicht Erfahrungen. Erfahrungen und Überzeugungen brauchen einander. Ich nenne mal einfach ein paar Möglichkeiten. Eine solche Erfahrung wäre etwa, mal bewusst zehn Tage kontemplative Exerzitien oder ähnliches zu machen – nicht nur ein paar Tage Vortragsexerzitien und so weiter; da macht man in der Regel keine großen und tiefen Erfahrungen. Einmal wirklich ganz in die Einsamkeit und Stille zu gehen kann eine großartige Erfahrung sein. Solche Exerzitien sind für

mich Orte, wo ich mal wieder an das rühre, worum es eigentlich geht und was im Alltag ja oft untergeht. Oder ich denke an die Erfahrung einer liturgischen Feier, die alle Sinne anspricht, die das Herz öffnet, die das verborgene Geheimnis der Wirklichkeit andeutet, also das, was wir mit Mystagogie meinen. Wir haben an bestimmten liturgischen Tagen oder Festen – zum Beispiel in der Osternacht – die Möglichkeit, mit der ganzen Symbolik dieser Gottesdienste wirklich Menschen für das zu öffnen, was tiefer ist. Oder ich denke an die Erfahrung eines Henry Nauen bei den Behinderten in der Arche; da kann man mal ein paar Wochen mit leben. Oder die Erfahrung des Heiligen Geistes in charismatischen Gottesdiensten. Ich bin seit vielen Jahren theologischer Berater der Charismatischen Erneuerung in Deutschland als wohlwollender Außenstehender. Da erlebe ich schon Menschen – und auch so nüchterne Leute wie unseren Pater Baumert hier –, die zutiefst vom Heiligen Geist ergriffen werden. Wir alle haben oft eine Erfahrung des Geistes geschenkt bekommen; aber dort nehmen sie sich auch den Raum dafür. Oder ich denke an die Erfahrung der Versöhnung, die Gemeinschaft mit den verschiedenen Konfessionen und Kulturen etwa in Tai-zé. Oder ich denke an Gemeinschaften, die die Erfahrung der Einheit der Glaubenden über alle Grenzen

Z EUGENSCHAFT

hinweg vermitteln, die praktischen Frieden stiften durch die Art, wie sie leben oder zwischen der Verschiedenheit vermitteln – z.B. die Fokolar-Gemeinschaft. Oder die Erfahrungen der Kleinen Schwestern und Brüder Jesu, der Kleinen Geschwister von Mutter Theresa und aller auch hier in den Gemeinden, die sich gesellschaftlich einsetzen und wo die Angesprochenen so etwas wie eine Christuserfahrung machen – Christus, der sich mit ihnen identifiziert hat. Es gibt sicher noch viele Beispiele aus Bereichen, die einem normalen Christen noch näher zugänglich sind. Ich denke zum Beispiel an den Bibelkreis, wo an manchen Abenden manchen Menschen einfach etwas aufgeht, was ihnen für ihr Leben unheimlich viel bedeutet.

Egal welche Erfahrungen wir nehmen – wichtig ist, dass darin die Sehnsucht nach Gott, nach einer Begegnung mit der Wahrheit Gottes geweckt und wenigstens anfänglich etwas befriedigt wird. Wichtig ist, dass man eine Ahnung von dem bekommt, worum es geht. Was ich damit meine, wird in einem Gedicht von Rainer Maria Rilke ausgedrückt. Er lässt Gott zum Menschen sprechen in seinem Stundenbuch: „Von deinen Sinnen hinausgesandt geh bis an deiner Sehnsucht Rand. Gib ihr Gewand. Geh bis an deiner Sehnsucht Rand – gib ihr Gewand“. Sehnsucht braucht ein Gewand, das heißt eine persönliche Erfahrung. Seh-

sucht braucht einen Raum, sie braucht eine Form, einen Schutzmantel, wo sie aufgehen kann, wo sie wachsen kann. Für mich sind das die Arche-Gemeinschaften geworden, wo ich immer mal wieder ein paar Tage verbringe und auch Ferien gemacht habe. Da habe ich eine Familie kennen gelernt, die zu ihren drei normalen Kindern noch acht behinderte Kinder aus der dritten Welt adoptiert haben. In der Westschweiz gibt es etwa 30 Familien und in Frankreich noch viel mehr, die einfach behinderte Kinder aufnehmen als eigene Kinder, um ihnen wenigstens in ihrer Kindheit einen Ort des Lebens und der Freude zu gewähren. Da mache ich Erfahrungen, in denen mein Glaube wirklich erfahrungsreicher, erfahrungsgesättigter wird. Es sind solche oder ähnliche Gruppen, die der Sehnsucht Gewand geben. Der beste Name, den ich bisher dafür gefunden habe, stammt von Bischof Wanke: Lebenshilfegruppen im Glauben. Es gibt für alles Lebenshilfegruppen; wir aber brauchen Lebenshilfegruppen im Glauben. Ob man das Biotope des Glaubens nennt, kleine christliche Gemeinschaften, kommunikative Glaubensmilieus, ist egal. Es sind Orte, an denen immer wieder lebensrelevante Glaubenserfahrungen gemacht werden können. Und es sind Orte, in denen Erfahrungen im Glauben auch gemeinschaftlich besprochen, reflektiert, vertieft, wie-

derholt werden können, so dass daraus wirklich lebensbestimmte Überzeugungen wachsen können. Es sind Lebens- und Lernräume für Erfahrungen mit Gott. Beides ist wichtig: Es sind Orte, wo jemandem Glaubenserfahrungen geschenkt werden und wo diese Erfahrungen gleichzeitig zu Überzeugungen heranwachsen können. Erfahrungen allein machen einen noch nicht zum Zeugen. Damit eine Überzeugung wächst muss man die Erfahrungen gemeinsam bereden, besprechen, klären, deuten, verstärken.

Kommen wir zum dritten Punkt – die Authentizität, die Glaubwürdigkeit des Zeugen. Was macht solche Erfahrungen, was macht ein Zeugnis für andere glaubwürdig, authentisch, transparent auf die Wahrheit Gottes hin? Ein Zeugnis wird glaubwürdig, wenn das Zeugnis dem Bezeugten auch irgendwie entspricht, irgendwie kongenial wird. Ich möchte nur einen entscheidenden Punkt herausheben. Nach meinem Eindruck haben Menschen oder Gruppen, die solche Erfahrungen im Glauben machen und auch miteinander deuten, in der Regel sehr viel riskiert und investiert – an Zeit und an Bereitschaft, Gewohntes und lieb Gewordenes los zu lassen, um sich auf Neues richtig einzulassen. Ohne ein wirkliches Risiko wird man kaum zu tieferen Erfahrungen von Gott und seinem Reich kommen. Und ohne diese Erfahrung wird unser Zeugnis auch kaum zün-

den. Gute Rhetorik, perfektionierte Argumentation, ausgearbeitete Methodik – das reicht auf Dauer nicht; das sind Hilfsmittel, flankierende Maßnahmen.

Jetzt komme ich auch schon zum letzten, zum vierten Punkt: Der Sinn unseres Zeugnisses. Wozu dient das Zeugnis? Wir sagten vorhin bei den Kriterien, dass es darum geht, auch andere ihrerseits als Zeugen zu gewinnen. Dazu müssen wir uns bemühen, solche Erfahrungen und Überzeugungen zu ermöglichen, die das Leben bestimmen und es prägen. Und wovon das Herz voll ist, davon soll der Mund reden. Also: Wie können wir andere durch unser Zeugnis so überzeugen, dass sie selbst zu glaubwürdigen Zeugen werden? Auch hier nur ein Gesichtspunkt: Das Beispiel Jesu. Kommt und seht. Kommt, macht vergleichbare Erfahrungen. Also andere Menschen einladen, ihnen Wege bereiten, Türen öffnen zu solchen Erfahrungsräumen, die für mich selbst wichtig geworden sind. Sie behutsam an den persönlichen gemeinschaftlichen Erfahrungen partizipieren lassen. Das Beispiel der Arche: Da kommen viele junge Leute im Lauf der Jahre hin, mal ein paar Wochen, mal ein paar Monate. Auch ältere kommen und sagen: Ich möchte mir mal meine Ferien, meine freie Zeit dafür nehmen, um mit euch zu leben und mitzuhelfen. Durch die Erfahrungen in der Arche verändert sich was bei ih-

ZEUGENSCHAFT

nen. Diese Menschen werden dann auch nicht unbedingt alle zu großartigen Zeugen; aber sie haben mal den Saum des Gewandes Gottes berührt, haben eine Ahnung davon bekommen, was es sein könnte, was Glauben bedeutet. Aber, und das ist jetzt ganz entscheidend: Das Mitleben-lassen, das Teilhaben-lassen muss in echter Absichtslosigkeit geschehen. Damit ein Zeugnis überzeugend sein kann, muss es die Freiheit des anderen berücksichtigen. Andere dürfen nicht den Eindruck haben, hier will uns jemand für sich gewinnen oder für die Institution Kirche, für seinen Verein oder für seine Sache. Wer teilnimmt muss spüren: Hier ist einer selbst davon erfüllt, was er sagt und was er macht, und möchte mir etwas Schönes, etwas Gutes ermöglichen. Ich denke, das ist überhaupt ein Kriterium, auch ein erkenntnistheoretisches: Entscheidend für die Güte einer Überzeugung ist das Maß an Freiheit, das es mit dieser Überzeugung verbindet. Entscheidend ist, ob man selbst in Freiheit zu dieser Überzeugung gekommen ist und auch anderen in Freiheit diese Überzeugung weitergeben kann. Die fundamentalistischen, integralistischen Gruppen disqualifizieren auf Dauer ihr Zeugnis dadurch, dass sie die Freiheit nicht in vollem Sinn berücksichtigen. Ich denke, dass diese Freiheit, diese Absichtslosigkeit das ist, was auch dem Inhalt unseres

Zeugnisses entspricht. Gott hat sich ja eben auch ganz absichtslos zu unserem Heil offenbart.

Ich schließe jetzt mit einer kleinen Geschichte, die gerade diese Absichtslosigkeit des Zeugnisses so schön darlegt. Die habe ich selber erlebt; es ist schon länger her. Ich war im Intercity, fuhr nach Bonn, meine Heimat, weil ich dort zu tun hatte. Ich hatte wieder einen Haufen Bücher mitgenommen – im Zug hat man Ruhe, mal was zu lesen –, und zwei Reihen vor mir saß ein kleines Mädchen, etwa fünf Jahre alt würde ich sagen. Es war mit seinen Großeltern auf der Reise. Das Mädchen war jetzt keines dieser typischen Intercity-Kinder, die die ganze Aufmerksamkeit des Zuges auf sich lenken wollen, die da so rumschnattern und rumlaufen. Nein, es war ein ganz einfaches Mädchen, kam aus dem Bayrischen Raum, fuhr wahrscheinlich mal rauf zu den Eltern oder so. Und dann wurde es ihr natürlich zu langweilig und es stellte sich auf seinen Sitz, drehte sich rum zu der älteren Dame, die gerade in der Reihe vor mir saß und die beiden plauderten miteinander. Es war ein charmantes Ding, aber ich habe mich trotzdem nicht ablenken lassen, habe also meine Bücher weiter gelesen, obwohl sie immer wieder versuchte, auch zu mir mal so etwas Blickkontakt aufzunehmen. Ich kenne das – ich weiß das ja, wie das geht und war vorsichtig: Wenn du

auf die eingehst, bist du verloren. Und dann war die alte Dame langsam müde und wollte auch nicht mehr. Das Kind setzte sich hin – und jetzt kommt's. Es war die Osterzeit damals; jetzt fängt dieses Kind ganz ruhig so halblaut dieses Osterhasenlied an zu singen: „Pass auf, kleines Auge, was du siehst, pass auf, kleines Auge, der Vater im Himmel schaut immer auf dich, der Vater im Himmel hat dich lieb.“ Und wie so ein Kind ist, 20 Minuten lang hat sie alle Strophen gesungen. „Pass auf, kleine Hand, was du tust, pass auf, kleines Ohr, was du hörst...“ Das war ein Großraumwagen und es war mucksmäuschenstill; man hörte nichts, nur das Kind. 20 Minuten lang legte es Zeugnis ab für den guten Vater im Himmel. Ich dachte bei mir: Du mit deinen ganzen Vorträgen kannst da völlig einpacken. Das Kind bewirkt an dieser Stelle viel mehr durch seine kindliche Unschuld und Absichtslosigkeit. Ich glaube, ich guckte etwas irritiert nach draußen, um nur ja nicht zu viel mitzukriegen. Man kann ja einem Kind nicht sagen: Sei endlich ruhig, nicht? Das also wollte ich Ihnen sagen: Wenn unser Zeugnis in unserer Kirche im Ganzen etwas mehr von diesem Charme hätte, dann ginge es uns ein bisschen besser, glaube ich.

Danke schön.

CH: Vielen Dank, Pater Kehl. Wir wollen die Zeit nutzen und gern

noch etwas mit Ihnen ins Gespräch kommen. Dazu machen wir zuerst eine kleine Murmelphase von vielleicht 10 Minuten und sammeln dann einige Eindrücke und Fragen. (Murmelfase in kleinen Gesprächsgruppen)

T: Etwas war mir sehr eindrücklich: Dass es nicht darum geht, nur Überzeugungen weiterzugeben, sondern dass es darum geht, von Erfahrungen zu erzählen und so zum Zeugen und zur Zeugin zu werden. Mir stellt sich nur die Frage: Wo können wir das lernen oder wie können wir für Leute in der Gemeinde eine Schulung anbieten, um als Katechet auch vom eigenen Glauben erzählen zu können?

T: Sie sprachen von Erfahrungsräumen und wir haben überlegt: Geht es darum, Erlebnisse und Erfahrungen, die man gemacht hat, religiös zu deuten, oder geht es um das Machen religiöser Erfahrungen? Und was bedeutet das, religiöse Erfahrungen zu machen? Oder sollten wir besser von christlichen Erfahrungen reden – da waren wir auch mit der Wortwahl nicht hundertprozentig sicher.

T: Wir sind auch sehr an den Erfahrungen hängen geblieben. Die Erfahrungen, die Sie genannt haben, waren doch sehr im kirchlichen Raum. Kann man nicht auch im all-

Z EUGENSCHAFT

täglichen Leben diese Erfahrungen mit Gott machen, die einen so sehr berühren?

T: Noch mal einen Schritt weiter: Es scheint mir, dass unsere bisherigen Selbstverständlichkeiten, also dir Art, wie wir Kirche leben und wie wir Gemeinde leben, Zeugenschaft oder Zeuge sein oft auch verhindern. Da gibt es oft wenig Raum für Glaubensgespräch und nicht Geregeltes.

T: Das mit der Zeugenschaft würde – glaube ich – die ganze Katechese revolutionieren, wenn wir das ernst nehmen. Dann könnten wir vieles, was wir jetzt tun, so nicht mehr machen. Wir ständen dann auch nicht mehr vor der leidigen Frage, was für Inhalte wir denn überbringen müssen. Denn wenn einer Zeuge ist, dann weiß er, von was er zu erzählen hat. Da ist also Zündstoff drin, das war deutlich spürbar.

T: Ja, dann kam noch die Anmerkung mit dieser Zweckfreiheit. Wie weit ist das überhaupt möglich, in Gemeinde, wie sie im Moment ja noch da ist, Dinge so zweckfrei zu tun? Sind wir denn als Hauptberufliche selber davon frei oder ist vielleicht doch noch versteckt eine Zweckgebundenheit da, weil ich das und das erreichen möchte, oder weil ich genau die- oder denjengen gewinnen möchte? Kann man wirklich zu dieser Zweck-

freiheit kommen? Ist Kirche letztendlich zweckfrei? Oder hat sie nicht eben auch in der Gesellschaft einen Zweck, eine Aufgabe?

T: In unserem Kreis hatten wir das Thema Tischmütter. Von den Tischmüttern, die jetzt die Kinder während der Erstkommunionvorbereitung begleiten, berichten dann hinterher viele: „Ich habe eine wunderbare Erfahrung für mich selbst gemacht. Das war ganz wichtig für meinen Glauben.“ Jetzt muss ich mal fragen: Ist das denn der Sinn der Erstkommunionvorbereitung? Müssten wir die Katecheten nicht vorher etwas besser vorbereiten? Denn das ist ja nicht der Sinn dieses Kurses, dass die Mütter hinterher sagen: „Oh, das war so schön für mich.“

CH: Ich glaube, das sind erst mal eine ganze Reihe Fragen oder Nachdenklichkeiten, zu denen Sie Ihre Nachdenklichkeit beisteuern können.

MK: Ja, ich gehe erst mal auf das Thema Erfahrung ein. Über Erfahrungen zu sprechen, gerade persönliche Erfahrungen – seien es jetzt menschliche Lebenserfahrungen oder auch Erfahrungen im Glauben –, das ist wirklich nicht einfach. Das ist ja auch noch einmal gesamtulturell tabuisiert. Über diese Dinge spricht man nicht. Das macht man höchstens in ganz intimen Gruppen, aber nicht mehr in einem größeren Kreis. Da gibt

es eine Dialektik zwischen Lernen und Erfahrung. Sobald sich Menschen in einer Gruppe wie einem Gesprächskreis oder Bibelkreis über das Wort Gottes austauschen, ist das einerseits ein Lernraum, in dem man über Erfahrungen überhaupt einmal sprechen kann; und es ist zugleich auch der Raum, wo man Erfahrungen dieser Art macht, sich gegenseitig dabei hilft, solche Erfahrungen tieferer Art zu machen, wenn man sich einander mitteilt. Also ich glaube, das geht nur, indem man solche Formen ausprobiert, zum Beispiel in besonderen Gottesdiensten oder Bibelkreisen oder kleinen christlichen Gemeinschaften. Da bilden sich dann auch Formen und gewisse Strukturen heraus, wie man so etwas lernt, wo man über Glaubenserfahrungen sprechen und wo man dann auch wieder Erfahrungen machen kann miteinander.

Menschliche Erfahrungen zu deuten oder religiöse Erfahrungen zu machen, das ist in der Realität nicht so weit auseinander, glaube ich. Wenn ich mir zum Beispiel die Arche anschau, diese Gemeinschaft bei Basel, da sind zehn geistig behinderte erwachsene Menschen und etwa zehn Leute, die sie begleiten, die mit ihnen zusammen wohnen und leben. Da geht es in den Gesprächen sehr viel um menschliche Erfahrungen, zum Beispiel Aggression unter Behinderten. Wie geht man damit um? Was ist das, was drückt sich da aus? Wenn man das zum ersten Mal

erlebt, wie da einer kräftig draufhaut auf den anderen und du kannst ihn jetzt als Begleiter nicht auch schlagen oder ihn bestrafen, da muss man dann drüber sprechen. Dadurch, dass wir dann diese Erfahrungen in einer Gruppe immer wieder auch vor Gott hintragen und das nicht nur auf der pädagogischen Ebene abhandeln, dadurch wird das auch eine Form von religiöser Erfahrung, eine Erfahrung, die man im Glauben und vor Gott macht. Ich denke, vor Gott hat ja das ganze Leben seinen Platz. Ich habe im Referat hauptsächlich Beispiele genannt, wo thematisch der Glaube im Zentrum steht, weil ich glaube, dass es bei der Tabuisierung des Sprechens über solche Erfahrungen heute notwendig ist, diese Erfahrungen zu vermitteln und zu ermöglichen – also auch solche Erfahrungen, die den Glauben selbst in seiner ausdrücklichen, expliziten Gestalt mit Erfahrung sättigen. Das Gottfinden in allen Dingen, das ist die Basis. Man muss bereit sein, alles Erleben auch auf Gott hin zu deuten, darin Gott zu erkennen. Diese Erfahrungen des Lebens lassen sich auf Dauer nur auf Gott hin und im Glauben deuten, wenn es auch explizite Erfahrungen des Glaubens gibt und Räume, wo man solche Erfahrungen machen kann, also in der Liturgie, im Gebet oder der Betrachtung biblischer Texte. So würde ich diese beiden Dinge miteinander vermitteln.

Z E U G E N S C H A F T

Denn sonst bleibt es wirklich auf der zwischenmenschlichen, soziologischen oder pädagogischen Ebene der Deutung. Dieser Sektor von Räumen expliziter Glaubenserfahrung ist wirklich bedroht; dem also sollten wir besondere Aufmerksamkeit und Wachsamkeit zuwenden, damit es überhaupt noch möglich ist auf die Idee zu kommen, dass die normalen alltäglichen Erfahrungen etwas mit Gott zu tun haben könnten. Damit auch im Alltag Erfahrungen mit Gott möglich sind, muss es auch diese Hochform geben.

Dann war da eine andere Frage, ob unser normales gemeindliches Leben mit seinen Strukturen oder Ritualen und Gewohnheiten nicht oftmals persönliches Zeugnis verhindern. Das stimmt, das würde ich auch sagen. Das ist schon eine Not des normalen gemeindlichen Lebens. Aber man kann solche Erfahrungen des Bezeugens auch dort machen, vielleicht in gewissen Oasen oder auf Inseln im Gemeindeleben. Ich arbeite seit 25 Jahren in so einer normalen Gemeinde mit; das ist natürlich seit jeher der Bereich des großen Kompromisses in der Kirche. Alle sollen da irgendwo ihren Platz finden können, soweit sie noch irgendwie Interesse haben. Wir brauchen – würde ich sagen – ein großes, sehr differenziertes Feld, wo unterschiedliche Religiosität, unterschiedliche Intensität, unterschiedliche Kirchen- und Glaubensnähe

vorkommen können. Wir brauchen ein Umfeld an Sympathisanten als Reservoir, aus denen die intensiveren ‚Glaubenszellen‘, die kleinen christlichen Gemeinschaften überhaupt schöpfen können; von denen leben sie, sonst würden sie nämlich sektiererisch. Und die normale Gemeinde ist so ein Ort, wo auch die Leute aus dem Sympathisanten-Umfeld noch einmal Möglichkeiten haben, wenigstens bei bestimmten Gelegenheiten dazuzukommen. Das behindert dann natürlich oft die, die ein intensiveres Glaubensleben suchen, denn es müssen oft so viele Kompromisse gemacht werden. Insofern muss man in der Gemeinde auch ausdrückliche Räume und Gelegenheiten schaffen zum persönlichen Zeugnis, sonst glaube ich ist es sehr schwierig. Wenn Sie Ihr eigenes Leben angucken, wie oft müssen Sie da Kompromisse schließen, das geht gar nicht anders, das ist nur realistisch. Man muss versuchen, dabei sein Rückgrat nicht zu verbiegen. Selbst in einer Ordensgemeinschaft werden dauernd Kompromisse geschlossen, sonst kann man gar nicht zusammen leben. Ich möchte darum diesen ‚Lebenshilfegruppen im Glauben‘ also keineswegs ausschließlich das Wort reden, aber ich halte sie heute für dringend notwendig, damit Gemeinde und das Gemeindeleben nicht völlig gewohnheitsmäßig, ritualisiert, formalisiert abläuft. Man muss da auch einmal etwas riskie-

ren. Ich denke, das hängt natürlich viel vom Pfarrer ab oder von denen, die das Sagen in der Gemeinde haben. Aber vielleicht machen Sie oder irgendjemand anders einmal den Anfang und riskieren ein persönliches Zeugnis. Es folgt vielleicht jemand nach, der sagt: Ah, das war gut, das hat mich beeindruckt. Dann kriegen Sie ein Echo und dann machen doch einmal zwei oder drei so etwas mit.

Suchen wir in der Sakramentenkatechese wirklich Leute, die so etwas machen, die wirklich Zeugen sind? Was ist das Ziel der Sakramentenkatechese? Die Sakramentenkatechese ist heute weithin ein entscheidendes Moment des ‚großen Kompromisses‘, würde ich aus meiner Erfahrung heraus wirklich sagen. Wenn Sie da ‚Zeugen‘ suchen, also so wie ich sie vorgestellt habe in dieser Idealgestalt, dann können wir den Laden in der Sakramentenkatechese in der Regel zumachen. Ich denke sogar man sollte das Wort ‚Katechese‘ überhaupt nicht mehr in Verbindung mit Kindern und Jugendlichen vor der Erstkommunion oder der Firmung nennen.

T: Sondern?

MK: Das sollte man ‚gemeinsame Vorbereitung eines Festes‘ nennen. Wir feiern ein Fest miteinander und wir bringen den Teilnehmenden vielleicht ein paar Grundformen

nahe. Wenn ich an die Kommunionkatechese, an den Kommunio-nununterricht denke, sind das vielleicht ein paar Grundgebete, das Kreuzzeichen, das Vater Unser, das Ave Maria u.a. Dann kommt dazu, wie es in der Kirche zugeht, wo der Tabernakel ist, was man in der Bank macht und was ein Altar ist. Wir erzählen ein paar zentrale biblische Geschichten von Jesus und spielen sie nach. Und dann bereiten wir hauptsächlich ein gemeinsames Fest vor. Ich würde am liebsten am Weißen Sonntag nachmittags ein religiöses Kinderfest feiern – ohne Eucharistiefeyer, aber summa cum pompa, mit allen schönen Kleidern und allem möglichen Drum und Dran. Man könnte dann ein mit den Kindern gebackenes Brot segnen und miteinander teilen – ‚Feier des gesegneten und geteilten Brotes‘. Das ist im Grunde im Bewusstsein der meisten Kinder und ihrer Eltern der tatsächliche Sinn der augenblicklichen Vorbereitung auf den Weißen Sonntag. Aber das ist keine Katechese. Ich würde sagen, Katechese beginnt – wenn sie ernsthaft ist – heute im Grunde erst nach dem Fest. Dann können wir mit denen, die vielleicht etwas Feuer gefangen haben oder dort, wo die Familie auch mitzieht, interessante Angebote machen, die in die Tiefe des Glaubens einweisen. Das ist mein Eindruck. Deswegen würde ich die ganze Zeit vor der Erstkommunion und auch vor der Firmung gar nicht

ZEUGENSCHAFT

mehr Katechese nennen. Das ist viel zu hoch gegriffen. Ich würde sagen, dass es heute eher das Ziel ist – bei diesen beiden Sakramenten ähnlich wie bei der Taufvorbereitung –, den Menschen ein sympathisches Bild von Kirche zu vermitteln. Bei der Taufe würde ich sagen: „Wir segnen Ihr Kind, wir stellen es unter den Schutz Gottes.“ Wir feiern gemeinsam, wir können Weihwasser nehmen und alle miteinander das Kind segnen. Ich gestalte gelegentlich solche Feiern, wo ich die Eltern vorher frage, ob das Kind denn wirklich getauft sein muss: Ihr geht doch gar nicht in die Kirche, macht doch gar nichts mit dem Kind, ihr werdet auch nicht mit ihm beten. Ich sage: Schön wäre es, wenn ihr eurem Kind wenigstens immer wieder abends oder morgens ein Kreuzchen auf die Stirn zeichnet. Mehr ist doch oft nicht drin; bei sehr vielen Taufen folgt doch danach gar nichts. Deswegen würde ich sagen, dass wir bei Familien, die schon weit von dem kirchlichen Milieu entfernt sind, so etwas gestalten wie eine Segensfeier, sehr würdig, sehr schön – aber eben nicht die Taufe.

T: Ich glaube, es gäbe im Moment bei vielen Menschen Schwierigkeiten, das zu vermitteln.

MK: Natürlich, das weiß ich. Ich will die Dinge hier ja nur einmal auf den realistischen Kern zurückführen.

Und deswegen sagte ich, dass unsere normale ‚Sakramentenkatechese‘ ein großer Kompromiss ist, um größeren Ärger zu vermeiden. Man kann solche Segensfeiern vorerst nur machen mit Leuten, die mit der traditionellen Kirche fast nichts zu tun haben. Die sind für so etwas aufgeschlossen; das sieht man z.B. in Erfurt. Bei uns ist es sicher oft noch anders: „Wenn ich schon die Kirchensteuer zahle, dann will ich auch alles für die Kinder bekommen, was die Kirche zu bieten hat.“ Deswegen würde ich den Aufwand zum Beispiel in der Erstkommunionvorbereitung eher reduzieren und meinen Anspruch nicht mehr so hoch stellen. Wir machen aus den wenigsten, die bei solchen Anlässen kommen, aktive Gemeindeglieder. ‚Katechese‘ aber zielt genau darauf, Menschen in den Glauben hinein zu führen bzw. wirklich Glaubende darin zu unterstützen. Und das ist unter den gegebenen Bedingungen für die Erstkommunion und die Firmung kaum möglich. Deswegen behaupte ich, dass es sich in dem Bereich der Sakramentenkatechese, wo es um Kinder und Jugendliche geht, nicht um ‚Katechese‘ im eigentlichen Sinn handelt. Da bereiten wir miteinander ein Fest vor; und da wir das ohne Krach und Ärger tun möchten, spenden wir dabei halt auch das Sakrament – ganz nüchtern gesagt. Die eigentliche Katechese beginnt dann, wenn Jugendlichen ab 16, 17 sich

einigermaßen bewusst für etwas entscheiden. Mit denen kann man dann auch im Rahmen dieser Festvorbereitungen oder nachher noch gesondert etwas machen. Ich habe zum Beispiel in der Pfarrei früher erlebt, dass für die Kinder, die zur Kommunion gegangen sind, danach auch wirklich das eigentliche Gemeindeleben begann. Denn dann wurde das kirchliche Leben ‚attraktiv‘ für die Kinder, dann durften sie in die Gruppenstunden kommen. Da war dann was los, sie durften ins Sommerlager, sie durften Messdiener sein – all das war vorher bewusst noch nicht möglich. Das war dann die begehrte Frucht, die nach der Kommunion kam. Das ist heute natürlich so nicht mehr möglich. Aber noch mal: Die Idee denke ich stimmt immer noch: Für die Leute nach dem Fest attraktive Angebote zu machen, die etwas mit dem Glauben zu tun haben, zum Glauben führen und Glauben vertiefen. In dem Rahmen kann dann Katechese beginnen.

Kurz zu den Tismüttern bei der Erstkommunion. Klar, so lange wir das so machen, geht es ja gar nicht anders. Dann sind die eigentlichen Nutznießer dieser Form von Katechese die Mütter, die sich einmal etwas ernster mit dem Glauben beschäftigen. Wenn diese Mütter gut begleitet sind von Theologen, dann kann das schon eine Art Katechese sein, dann ist das im Rahmen der Erstkommunion eine Erwachsenenkatechese. Und

den Kindern, denen soll man vor allem eine frohe Erfahrung mit Kirche vermitteln. Ich gehe seit 25 Jahren in ein Kinderheim in Offenbach, wo ich den alten Pater Nell-Breuning, als er 89 Jahre alt war, abgelöst habe. Ich halte da die Kindergottesdienste. Das sind Kinder aus total kirchenfernen Milieus. Mein einziges Ziel ist, dass sie an dem Sonntagmorgen wirklich Freude miteinander haben, und zwar im Raum von Kirche, dass sie die Worte Kirche, Gott, Jesus, Bibel u.a. nicht nur mit Langweile assoziieren, sondern mit Fröhlichkeit, mit Freude. Mehr will ich gar nicht und mehr kriege ich auch nicht hin. Dort ‚Katechese‘ zu machen wäre überzogen.

T: Sie wissen schon, dass Ihre Thesen etwas provokativ sind?

MK: Ja, aber sie sind nicht unrealistisch, glaube ich, was die Analyse angeht. Ob die Therapie dann gut ist... Ich bin ja wie gesagt in so einer normalen Gemeinde tätig. Da ist so etwas kaum durchführbar; aber ich kann mich trotzdem auf die reale Situation einstellen und überlegen, wie ich die Sache sinnvoll gestalte. Und dann hänge ich das ganze nicht zu hoch. Endlos lange Vorbereitungszeiten würde ich nicht machen, sondern schauen, was der Sinn der Vorbereitung wirklich sein kann und was die meisten Teilnehmer verkraften können angesichts dieser kulturellen Marginalisierung.

ZEUGENSCHAFT

Was jetzt die Absichtslosigkeit angeht ist, denke ich, ist ein bisschen deutlich geworden, was ich damit meinte. Natürlich, jedes menschliche Handeln ist intentional, ist auf ein Ziel hingerrichtet, völlig klar. Aber es gibt die Frage: Was ist das primäre Ziel? Wenn ich den Glauben bezeuge, ist mein Ziel – oder sagen wir: Meine Hoffnung –, dass der Glaube Funken schlägt, dass der Funke überspringt. Das ist natürlich klar. Mit Absicht meine ich jetzt, dass ich mein Handeln ‚verzwecke‘ für meine, nicht unmittelbar auf das Heil des anderen gerichteten, sondern für meine innerweltlich feststellbaren, messbaren Ziele, also zum Beispiel die Zahl der Taufen, der Erstkommunionen und Firmungen hoch zu halten, den Laden noch irgendwie beisammen zu halten. Das mag ja auch alles mitspielen; unsere Motive sind nie lauter und rein, das ist immer eine Mixtur. Aber dennoch meine ich, wir sollten uns immer bewusst bleiben, dass es uns primär um die Kinder geht, um die Jugendlichen, um die Erwachsenen, dass sie etwas Gutes für ihr Leben mitbekommen. Für mich gibt es ein Kriterium, ob ich in diesem Tun absichtslos bin bzw. mich diesem Ideal nähere: Pflege ich auch dann noch mit ihnen Kontakt und habe sie gerne, wenn sie andere Wege gehen und sich völlig von Glaube und Kirche abwenden? Bin ich dann so enttäuscht, dass ich den Kontakt von

mir aus langsam einschlafen lasse? Wenn ich merke, dass sie von ihrer Seite aus an dem menschlichen Kontakt interessiert sind, mache ich das dann weiter? Das ist für mich ein Kriterium, dass ich frage: Was ist für diesen Menschen gut? Das nenne ich dann absichtslos. Natürlich habe ich die Hoffnung und die Intention, dass irgendwann doch der Glaube in ihr Herz eindringt. Aber das ist dann wirklich ein Geschehen von Gnade und Freiheit, das ich nicht zu manipulieren versuche und davon meine Sympathie abhängig mache.

H: Ich denke, wir könnten natürlich noch lange reden, aber unsere Zeit ist langsam um. Ich möchte zuerst Ihnen, Pater Kehl, ganz herzlich danken, dass Sie sich diesen Nachmittag für uns Zeit genommen haben. Wir sind auf diese Weise gemeinsam ein bisschen auf die Spur der Zeugenschaft gekommen, denn Sie mussten sich ja auch erst in das Thema reinarbeiten. Herzlichen Dank, dass Sie sich in das in Deutschland noch recht weiße Feld des Themas „Zeugen“ hinein bewegt und auch schon mal so einige Wege angedacht haben, die aus dem großen Kompromiss heraus führen könnten.

„Wahrhaftig, jetzt begreife ich...“ Apg 10,34

ZeugInnen – Zeugnis – Zeugenschaft

„... strahlt was aus.“, „... ist glaubhaft!“, „... ein Vorbild.“, „... ist echt und lebendig.“ Das waren einige der ersten Assoziationen von Teilnehmern während einer Fortbildung auf die Frage, was denn ein guter Zeuge bzw. eine gute Zeugin sei. Jeder kennt Menschen, die irgendwie ‚stimmig‘ sind, denen man abnimmt, was sie sagen, die überzeugend wirken. Unwidersprochen ist, dass Zeuginnen und Zeugen ein wesentliches Element sind bei dem Bemühen, den Glauben weiterzugeben. Gerade in jüngerer Zeit finden sich quer durch verschiedene kirchliche Verlautbarungen Aussagen wie die folgende, die die Bedeutung des Zeugnisses und der ZeugInnen besonders für eine missionarische, eine ‚gewinnende‘ Verkündigung betonen: „Alle Wege zu einem missionarischen Aufbruch beginnen bei der einzelnen Person, die im Glauben erkennt, dass sie aufgerufen ist, durch ein glaubwürdiges Leben privat und öffentlich Zeugnis zu geben.“ (Allen Völkern sein Heil – Die Mission der Weltkirche, Die Deutschen Bischöfe Nr.76, September 2004, S.61) Man könnte geradezu von einer Wieder-

entdeckung der Bedeutung der Zeugenschaft sprechen. Was aber genau macht dieses ‚überzeugende‘ eines Zeugen oder eines Zeugnisses aus? Was ist das Wesen eines Zeugnisses im Zusammenspiel zwischen dem Zeugen und demjenigen, dem bezeugt wird? Lassen sich einige Kriterien benennen, anhand derer erkennbar werden könnte, ob es sich bei einem Geschehen um ein Zeugnis handelt oder nicht?

Einige biblische Funde ¹

Der Begriff „Zeuge“ oder „Zeugnis“ ist eigentlich ein Begriff aus der Rechtssprache. Einen Zeugen braucht man vor Gericht wenn es darum geht, die Wahrheit herauszufinden und zu einem gerechten Urteil zu kommen. Im profanen Gebrauch geht es z.B. darum, einen Sachverhalt möglichst objektiv wiederzugeben oder den Ablauf eines Geschehens, das jemand beobachtet hat, wahrheitsgetreu schildern zu lassen, um im Gerichtsverfahren einen Beweis zu erbringen. Insofern ist im Zeugnis nicht nur eine Mitteilung enthalten, sondern auch die Sicherung dieser Mitteilung, eine

¹ Vgl. den vorhergehenden Vortrag von Prof. Medard Kehl am 17. Februar 2004 in Frankfurt während des 4. Hildesheimer Katechetischen Kongresses zum Thema „Zeugenschaft“.

Art Gewährleistung oder Garantie für die mitgeteilte Sache. Im AT findet sich dieser Wortgebrauch an vielen Stellen (z.B. Lv 5,1; Num 35,30 u.a.). Seit dem Deuteronomium werden von Gott und den Propheten Himmel und Erde als Zeugen ange-rufen für den Bund Gottes mit Israel (z.B. Dtn 4,26). Gott braucht solche Zeugen besonders im Rechtsstreit mit Israel, weil Israel untreu geworden ist. Gott ruft dieses Israel aber auch selbst zum Zeugen auf für die Einzigartigkeit Jahwes im Streit mit den anderen Göttern und Götzen (z.B. Jes 43,8 ff). Einzelne Personen, ja ein ganzes Volk kann Zeugnis von diesem Gott geben, weil es durch die Geschichte hindurch viele Erfahrungen mit Jahwe gemacht hat, der durch rettende Taten sein Volk begleitet. Dem können die anderen Völker keine vergleichbaren Taten ihrer Götter entgegen halten.

Im NT sind besonders im Evangelium des Lukas und in der Apostelgeschichte die Zwölf Apostel die eigentlichen Zeugen (z.B. Apg 1,21 ff). Sie sind Augenzeugen der Geschehnisse, sie haben Leben, Sterben und Auferstehung Jesu miterlebt. Die Apostel können authentisch von dem berichten, was sie gesehen und gehört haben. Und sie können reden und handeln im Bewusstsein, von Jesus gebraucht zu werden und von ihm ausdrücklich gesandt zu sein. Diese Verbindung von starker Erfahrung und ausdrücklicher Sendung

weckt in ihnen die Bereitschaft, sich bis zum Tod (Martyrium – Martyria) für die Sache Jesu einzusetzen.

Mit Hilfe der Zeugen soll die Wahrheit ans Licht kommen. Wahrheit und Licht sind zwei wichtige Begriffe im Johannesevangelium; Gott ist Licht und Jesus selber ist die Wahrheit, die Zeugnis ablegt für den Vater. In Jesus erschließt sich Gott selbst; mit Jesus tritt die Wahrheit unverborgten in die Welt. Insofern ist Jesus selbst so etwas wie ein Ur-Zeuge (vgl. Joh 1,18), auf dessen Zeugnis sich alle weiteren Zeugen berufen können und müssen. Aber auch der Verfasser selbst und das Johannes-Evangelium als Ganzes will Zeuge sein (Joh 19,35; 20,31; u.a.). Diese Offenbarung ist kein Selbstzweck; sie geschieht um der Menschen willen. In Jesus selbst, in seinem Sprechen und in all seinen Taten geht es um das Heil der Menschen. Damit ist der Ur-Zeuge Jesus zutiefst relevant für das ganze Leben. In ihm wird der Heilswille Gottes erfahrbare Wirklichkeit, weil der Inhalt des Zeugnisses (Gottes Heilswille) und das gelebte Zeugnis (Jesu sinnlich erfahrbares Leben) ohne Brüche übereinstimmen.

Über eine ungewöhnliche Begegnung

Kornelius, römischer Soldat, begegnet dem Apostel Petrus, der unterwegs ist als Zeuge für Jesus (vgl. Apg 10). Im Vorfeld der Begegnung haben beide Visionen: Ein Engel trägt dem Kornelius auf, einen gewissen Simon mit Beinamen Petrus aus Joppe zu holen. Kornelius wird in der Apostelgeschichte als gottesfürchtiger Mann beschrieben und so schickt er sofort einige Leute los, die diesen Simon suchen sollen. Petrus muss erst auf diese Begegnung eingestimmt werden: Dreimal wird seine Vision wiederholt, um ihn auf das Treffen mit dem Heiden vorzubereiten. Gott selbst ist es, der durch sein drängendes Eingreifen dafür sorgt, dass es überhaupt zu dieser Begegnung zwischen Kornelius und Petrus kommt. Keiner von beiden hat eine Vorstellung davon, was ihn eigentlich erwartet; aber die Begegnung und das Gespräch verändern beide. Petrus erkennt, dass das Evangelium nicht auf die Juden allein beschränkt ist, sondern allen Menschen gilt: „Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist.“ (Apg 10,34f); Kornelius empfängt die Gaben des Heiligen Geistes und lässt sich taufen.

Kleine Kriteriensammlung für gelingende Zeugenschaft

Mit Hilfe dieser verschiedenen Befunde lässt sich etwas besser beschreiben, was eigentlich ein Glaubenszeugnis ausmacht, das überzeugen kann. Dabei sollen die folgenden 11 Stichpunkte kein Leistungskatalog sein, sondern Blickwinkel zur Verfügung stellen, dem letztlich Unverfügbaren auf die Spur zu kommen.

Gelingendes Zeugnis ist identisch.

Es hat einen Inhalt, einen Sinn: Das Heil der Menschen. Der Sinn jeden Zeugnisses ist es, die Menschen mit

hinein zu nehmen in den Heilswillen Gottes. Der Ur-Zeuge dieser Erfahrungen ist Jesus Christus – sein Leben, seine Worte, seine Taten. Unter diesem Kriterium ist es unverzichtbar für einen Glaubenszeugen, sich mit der Heiligen Schrift zu beschäftigen und sich mit Lehre und Handeln der Kirche auseinanderzusetzen. Der Inhalt eines Zeugnisses muss in nachvollziehbarem Zusammenhang mit dem Glauben und dem Leben der Kirche stehen, die durch ihre Geschichte hindurch versucht, das Zeugnis Jesu stetig zu erneuern und in die jeweilige Zeit zu übersetzen. Der Zeuge muss Anteil haben an der Erzählgemeinschaft der Kir-

che, die die Kenntnisse über Jesus als Mensch und Gott weitergibt. Insofern sind angeeignete Kenntnisse über Jesus als Person und Jesus als Gottessohn unverzichtbar: Wer war Jesus? In welcher Welt hat er gelebt? Was war eigentlich so anstößig an dem, was er getan und gesagt hat? Welche Botschaft hat er verkündet? Wie kann man seinen Tod und seine Auferstehung verstehen? Welchen Auftrag hat er den Jüngern gegeben? Was könnte sein Handeln für heute bedeuten? usw.

Gelingendes Zeugnis ist biografiegesättigt.

Es speist sich aus eigenen Erlebnissen und ist getragen von einer persönlichen Überzeugung. Gemeint sind Erlebnisse, in denen die Sehnsucht nach der Tiefe des Lebens eine Rolle spielt, in denen der Zeuge eine Ahnung von dem bekommen hat, worum es im Leben wirklich geht. Gemeint ist eine Überzeugung, die erfahrungsgesättigt ist und nur mit der Zeit wachsen kann aus ständigen Versuchen, Erlebnisse aus dem Horizont Gottes zu deuten und zu beschreiben. Lebenserfahrungen müssen bewusst wahrgenommen und durch die Brille des Glaubens reflektiert werden. Dafür braucht es Auszeiten und Freiräume; es kostet Zeit und Kraft, sich immer wieder zu fragen und zu vergewissern, was die eigene Lebensgeschichte zur Glaubensgeschichte macht.

Gelingendes Zeugnis ist gelebt.

Worte ohne Taten bleiben hohl. Ein gesprochenes Zeugnis wird nur relevant, wenn zum geeigneten Zeitpunkt auch gehandelt wird, wenn konkrete Hilfe in einer Alltagssituation geleistet wird oder eine Notsituation praktische Hilfestellung erfährt. Ein solches Zeugnis des Lebens kann lange wortlos bleiben und still sein. Insofern hat ein Zeuge Anteil an der Tradierungsgemeinschaft der Kirche, in der immer wieder neu versucht wird, die Botschaft Gottes in Jesus Christus handelnd in die jeweilige Zeit zu tragen. Gelebtes Zeugnis lädt zur Nachfrage ein und ist dann auch offen für eine ganz persönliche Erklärung, die den Grund des Handelns benennt.

Gelingendes Zeugnis ist heilend.

Das Sprechen des Zeugen oder sein eingreifendes Handeln geben Anteil an Gottes Botschaft für die Welt, seinem Heilswillen und seiner Heilsbotschaft. Wer solches Reden oder solches Tun des Zeugen erlebt, der kann über den Zeugenkontakt sagen, dass er Mut machend und befreiend gewirkt habe, dass sich neue Perspektiven erschlossen haben, dass ein Weg sich vielleicht als schwierig, aber doch sinnvoll erweist, dass Herz und Verstand angegrührt sind in Richtung Heil. In solchen Begegnungen und Begebenheiten werden die Erfahrungen von Heil und Heilung weiter getragen, die damals von den Menschen gemacht wurden, die selber Jesus begegneten.

Gelingendes Zeugnis ist authentisch.

Das, was gesagt wird, passt zu dem, was getan wird. Es tun sich keine Widersprüche auf zwischen den erklärenden Worten einerseits und den sichtbaren Taten andererseits. Die Art der Vermittlung einer Botschaft muss der vermittelten Wahrheit entsprechen. Diese Übereinstimmung macht die Anziehungs- und Überzeugungskraft des Zeugnisses aus. Dazu gehört eine Auseinandersetzung mit der Botschaft Christi, die nicht beim Kinderglauben stehen bleibt, sondern sich immer wieder neu fragend und suchend auf den Weg macht. Solche Bewegungen wirken anziehend und einladend und tragen zu persönlicher Glaubwürdigkeit bei. Wo angelernte theologische Floskeln vor sich her getragen werden, da wirkt das gesprochene Zeugnis wenig glaubhaft; wo die Heilsbotschaft Gottes in einer Atmosphäre des Zwangs verkündet wird, dort wird sie unglaubwürdig.

Gelingendes Zeugnis ist gesandt.

Derjenige, der ein Zeugnis durch Wort oder Tat gibt, fühlt sich irgendwie herausgefordert oder gedrängt in gutem Sinne. Er möchte davon berichten, was seine Überzeugung ist; er möchte für das einstehen, woran er glaubt. So gesehen meint ‚gesandt‘ nicht unbedingt eine institutionelle Beauftragung. Gottes Anruf selbst kann es sein, der jemanden von innen heraus bewegt.

Jedes Glied des Volkes Gottes (um den Sprachgebrauch des Zweiten Vatikanischen Konzils aufzunehmen) ist durch Taufe und Firmung befähigt und beauftragt zum Zeugnis. Verschiedene ausdrückliche Formen der Sendung kommen dazu bis hin zum amtlichen Zeugnis des Priesters, das eine besondere und öffentliche Gestalt hat.

Gelingendes Zeugnis ist hörend.

Zeugin und Zeuge sind selbst Lernende in einem dialogischen Prozess, der sich zusammen mit denen entfaltet, denen das Zeugnis gilt. Zeugen lassen sich anfragen und sind offen für andere Meinungen und Ideen. Zeugenschaft ist keine Einbahnstraße, in der von einer Seite zur anderen etwas weitergegeben oder jemandem etwas ‚eingepflanzt‘ wird. Zeugenschaft ist eine Zwei-Wege-Kommunikation: Alle Beteiligten lernen voneinander und verändern sich aneinander.

Gelingendes Zeugnis ist kontextuell.

Die Situation, in die hinein das Zeugnis geschieht oder in der es gesprochen wird, muss passen. Von der Begegnung des Kornelius mit Petrus wird berichtet, dass man einige Tage zusammenblieb im Kreis der Familie, Freunde und Bekannten. Ein noch so lebendiges Bekenntnis oder eine spannende persönliche Glaubensgeschichte sind fehl am Platz auf der Tribüne eines Fußballstadions, in dem

gerade eine hochkarätige Begegnung der ersten Bundesliga stattfindet. Einem Arbeitssuchenden hilft es nicht, ihm nur eine Bibel zuzureichen; er braucht handfeste Unterstützung, die seiner konkreten Situation gerecht wird.

Gelingendes Zeugnis ist verständlich.

Die Sprachgestalt und die Ausdrucksweise, die gewählten Worte und Beispiele müssen vom Gegenüber verstanden werden können. Dazu muss der Zeuge bemüht sein, die Lebenswelt seines Gegenübers annähernd zu verstehen. Nur auf diese jeweilige Lebensgeschichte hin und in diesen Lebenskontext hinein lässt sich ein Zeugnis verständlich machen; dazu braucht es eine Haltung der Neugier und des Interesses am anderen. Religiöse Sprachfähigkeit des Zeugen gehört ebenso zu den notwendigen Fertigkeiten. Ich brauche ein gewisses Maß an Übung, um über den eigenen Glauben sprechen und die eigenen Erfahrungen in Verbindung mit der Heiligen Schrift und dem Glauben der Kirche setzen zu können. Die bezeugende Tat oder die bezeugende Rede müssen anschlussfähig sein, das heißt die Möglichkeit in sich tragen, von den Adressaten des Zeugnisses wahrgenommen bzw. angenommen zu werden.

Gelingendes Zeugnis ist freisetzend.

So eifrig die Zeugen auch sind, so glühend vielleicht ihre Leidenschaft

für ihre Sache ist, so sehr lassen sie ihrem Gegenüber auch die Freiheit, aus eigener Verantwortung heraus zu entscheiden. Adressaten eines Zeugnisses dürfen nicht den Eindruck bekommen, ‚eingefangen‘ oder überredet zu werden. Man soll spüren, dass hier jemand von einer Sache begeistert ist, dass er erfüllt ist und zu etwas Gutem einladen möchte. Gleichzeitig hängt die Güte dieser Einladung vom Maß der Freiheit ab, dass ich dem anderen lasse. Einladendes Zeugnis gibt den anderen frei zur eigenen Überzeugung. So entspricht das Zeugnis seinem Inhalt, dass nämlich Gott sich ganz absichtslos zum Heil der Menschen offenbart hat. Aus diesem Selbstverständnis des Glaubens „ergibt sich der einladende Charakter des Zeugnisses; es liegt an den Adressaten, die Einladung anzunehmen oder abzulehnen.“

(Katechese in veränderter Zeit, Die deutschen Bischöfe Nr. 75, Juni 2004, S.26)

Gelingendes Zeugnis ist gemeinschaftlich.

Auch die Apostel wussten sich eingebunden in eine Zeugniskommunität; nicht zuletzt wurden sie auch zu zweit gesandt, um sich gegenseitig zu unterstützen, zu ermutigen und zu korrigieren. Zeugen lassen teilhaben an ihrem Leben und bieten damit Gemeinschaft an. Das konkret sichtbare Miteinander

in einem Gesprächskreis ist Ausdruck und Spiegelbild des Geistes, der in der Gruppe herrscht; Weggemeinschaft, vertrauensvolle Offenheit, respektvolle Unterstützung, barmherzige Kritik usw. können wie eine Ikone Gottes sein und geben damit einladendes Zeugnis seines Heilswillens.

Zeugenschaft ist ein Beziehungsgeschehen

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig...“ (1Petr, 15f). Nicht jedes Zeugnis führt beim Adressaten zu wachsender Überzeugung. Ein Zeugnis muss auch auf fruchtbaren Boden fallen; der Beziehungspartner muss ‚disponiert‘ sein zur Wahrnehmung des Zeugnisses. Das kann man nicht machen, sondern eigentlich nur geschehen lassen: Ob ein Zeugnis gelingt und Früchte trägt ist letztlich von der Gnade Gottes abhängig.

*Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten*

(Hilde Domin)

Einfach Erfahrungen weiter zu erzählen ist noch kein Zeugnis. Nur Überzeugungen weiterzugeben macht die Sache nicht glaubhaft. Die Zeugin oder der Zeuge werden dann überzeugend, wenn die Erfahrung verantwortet und glaubhaft auf Gott hin gedeutet wird: Erfahrung und Überzeugung brauchen einander. Um dieses Zusammenspiel zu entwickeln und zu entfalten braucht jeder Zeuge Orte, an denen Lebenserfahrungen aus der Sicht des Glaubens gedeutet werden, Gelegenheiten, bei denen immer wieder neu lebensrelevante Glaubenserfahrungen gemacht werden können, und Räume, in denen solche Erfahrungen zu Überzeugungen wachsen können. Als Beispiele seien genannt das Glaubensgespräch in einer KatechetInnenrunde, Stille und Gebet in Exerzitien, eine Haus- und Lebensgemeinschaft mit Behinderten, ein Hauskreis, der als kleine christliche Gemeinschaft Schriftgespräch und Alltag verbindet, usw.

Zeugenschaft ist ein Beziehungsgeschehen. Zeuge sein heißt Beziehung anbieten. Ein guter Zeuge ist jemand, dessen Worte und Taten den Heilswillen Gottes durchscheinen lassen. Zeugnis geschieht in existentieller Anteilhabe und Anteilgabe an dem Weg Gottes, auf dem alle Beteiligten immer wieder neu sagen können: „Wahrhaftig, jetzt begreife ich...“

Matthias Kaune

Ein Erlebnisbericht: Firmvorbereitung als zeugnisorientierte Firmbegleitung

in Seelze (Region Hannover)

Im Verlauf der letzten Firmvorbereitungen in unserer Seelsorgeeinheit baute sich ein schlechtes Gefühl auf. Trotz langfristiger Planung eines Teams aus Haupt- und Ehrenamtlichen sowie eines abgespeckten und differenzierten Programms wurde deutlich: zu viel Materialschlacht und Aufwand, zu wenig Kontakt und Beziehung zu den Jugendlichen. Am Ende stand ein Eindruck des Mangels. Bei genauerem Hinsehen zeigte sich, dass dieser bereits die ganze Vorplanung beherrscht hatte. Unter dem Stichwort „Grundbildung“ ging es wenig um das, was vor allem die Jugendlichen, aber auch die KatechetInnen mitbrachten. Stattdessen wurde in erster Linie defizitär geschaut, was noch nicht vorhanden sei und erreicht werden müsse.

Deshalb bildete sich im Herbst 2002 erneut eine Gruppe aus ehemaligen KatechetInnen, dem Pfarrer, dem Gemeindeferent und dem Pastoralreferent des Dekanates sowie einer Begleitperson aus dem Fachbereich Verkündigung des Generalvikariates unseres Bistums Hildesheim. Es folgte eine intensive Auseinandersetzung mit dem Sakrament der Firmung und den eigenen

inneren Bildern von Firmvorbereitung. Wichtige Impulse kamen aus verschiedenen Schriften zum Thema Firmsakrament und Sakramentenpastoral, entscheidende Leitlinien aus dem bistumsweiten Prozess und Papier „Mystagogische Sakramentenpastoral“.

Schließlich stand ein Vorbereitungskonzept, bestehend aus zwei Strängen: einem verpflichtenden Grundkurs für alle und freiwilligen Wahlangeboten.

Zentraler Bestandteil des Grundkurses war die Begleitung von je drei Firmanden durch eine geeignete, in Glauben und Kirche erfahrene Person aus der Seelsorgeeinheit. Diese BegleiterInnen sollten kein inhaltlich orientiertes Curriculum durchführen, sondern mit ihrer Person und ihrem Leben als Gesprächspartner und Zeuge zur Verfügung stehen. Für diese Aufgabe konnten 12 Ehrenamtliche gewonnen werden. Nach einer Schulung und einem freiwilligen Glaubenskurs, den etwa die Hälfte besuchte, übernahmen sie ebenso wie Pfarrer und Gemeindeferent jeweils eine Gruppe. Diese bildeten die insgesamt 43, im Einzelgespräch angemeldeten Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 18

Jahren eigenständig bei einer Startveranstaltung. Die jeweilige Begleitperson wurde erst im Anschluss der Veranstaltung zugeordnet. Nach einer von BegleiterInnen und FirmanInnen selbst vereinbarten Begegnung zum Kennen lernen an einem neutralen Ort (z.B. Eiscafé) folgten zwei weitere Treffen (ca. 60 Minuten). Diese fanden im Anschluss an eine Hl. Messe oder andere gottesdienstliche Feier statt. Ergänzt wurden diese Begegnungen und Gespräche durch einen Jugendbußgottesdienst und eine abschließende Veranstaltung zur Firmung und ihren Zeichen (Samstag-Nachmittag), bei der auch der Leiter des Firmgottesdienstes mit den Bewerbern ein Gespräch führte.

Das freiwillige Angebot umfasste mehrere Offerten, die bei der Startveranstaltung präsentiert wurden. Es richtete sich an alle, die ein Mehrinteresse hatten. Die Vielfalt der Eigen- und Fremdangebote reichte vom Besuch einer Jugendvesper im Kloster, vertiefenden Gruppenstunden, über eine Wochenendfahrt, Zelten an Pfingsten, bis zum Besuch eines Hospizes u.a. Einige der Angebote wurden von vielen, andere von wenigen Jugendlichen in Anspruch genommen, manche fielen aus.

Eine gesonderte Stellung nahmen ein freiwilliges Angebot für Eltern sowie die Einladung zum Empfang des Sakraments der Versöhnung innerhalb eines eigens für die Firman-

Innen gestalteten Rahmens ein. Ersteres fand nicht statt, die Einladung zu Letzterem nahmen 8 Jugendliche an.

Bereits bei einer Zwischenauswertung aller FirmbegleiterInnen zeichnete sich eine hohe Zufriedenheit mit dem Verlauf des Kurses ab. Dieser Eindruck bestätigte sich in einer ausführlichen Schlussreflexion. Größere Defizite gab es nach Eindruck der Beteiligten nur mit einigen organisatorischen Dingen, was jedoch weitgehend auf die Erstlingssituation zurückzuführen war.

Mit Hilfe einiger Zielperspektiven für die Firmvorbereitung, die durch die Planungsgruppe aufgestellt wurden, lassen sich die wesentlichen, guten Erfahrungen aufzeigen, die sich hier vor allem auf den Grundkurs beziehen.

Zielperspektive: überhaupt einen Gewinn sehen

Nach dem Tiefpunkt der vorangegangenen Firmvorbereitung gelang es, sich aus einer drohenden Spirale negativer Erfahrungen zu lösen und Firmvorbereitung nicht als sich alle zwei Jahre wiederholende, defizitäre Veranstaltung zu begreifen. Dabei hat die intensive Auseinandersetzung mit den eigenen, inneren Bildern zur Firmung und Firmvorbereitung sehr geholfen. Unter den Stichworten „Stärkung“, „Entscheidung“, „Sendung“ und „Beheimatung“, wurde erfolgreich die Spann-

breite des Erreichbaren bzw. Unrealistischen ermessem, um falschen Erwartungen vorzubeugen.

Zielperspektive: Zeugnisorientierung

Die Begleitung von Kleinstgruppen durch Zeugen ist grundsätzlich positiv zu bewerten. In den Treffen ist es gelungen, mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. Verschiedene religiöse und (lebens-)weltliche Themen waren dabei von Bedeutung. Die Begleiter haben von ihrem Glauben und ihren Erfahrungen Zeugnis gegeben. Ebenso haben sich die Jugendlichen geöffnet, was allerdings unterschiedlich stark ausgeprägt war. In einigen Fällen haben sich intensive Gespräche ergeben, die – weit länger als geplant – bis zu 2 ½ Stunden dauerten.

Zielperspektive: Aushalten und Zulassen des Anderen

Besonders in den auch vorhandenen zähflüssigen Gesprächssituationen war diese Zielperspektive seitens der BegleiterInnen zu berücksichtigen. Dennoch ist es fast durchgängig gelungen, nicht starr auf das Erreichen bestimmter Ziele bzw. der Vermittlung bestimmter Inhalte fixiert zu sein, wie es noch der Gedanke der „Grundbildung“ aus dem vorhergehenden Kurs intendiert hatte. Das heißt nicht, dass es in den Gruppen keinen Erkenntniszuwachs gegeben hat. Dieser war aber

eindeutig am Gedanken des Entdeckens und den Voraussetzungen der jeweiligen Gruppenmitglieder orientiert. Diese Voraussetzungen unterschieden sich teilweise sehr stark, z.B. in der sozialen und nationalen Herkunft, der Schulbildung, dem Gemeinde- bzw. Kirchenengagement sowie dem Stand der Glaubensentwicklung und der gelebten Glaubenspraxis. Zum Thema Firmung und ihren Zeichen an sich war die vierstündige Nachmittagsveranstaltung kurz vor der Feier vollkommen ausreichend.

Zielperspektive: Kontakt- und Beziehungsaufbau

Die Bereitschaft und Offenheit für Kontakt war in allen Gruppen seitens der Jugendlichen und BegleiterInnen vorhanden. Positiv dazu beigetragen hat, dass die drei Jugendlichen der Kleinstgruppen sich jeweils selbst zusammengefunden haben und bei der Auswahl der BegleiterInnen bestimmte, bereits erkennbare Merkmale einer Gruppe berücksichtigt wurden. Mehrheitlich hat sich in den Gruppen Beziehung aufgebaut, die sich z.B. in einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre niederschlug und in wenigen Fällen zu mehr als den vorgesehenen Treffen führte. Einige vorher nicht aktive Jugendliche konnten jetzt im Anschluss an die Firmung für eine ca. einjährige Projektvorbereitung im Rahmen des Weltjugendtages ge-

wonnen werden. Insbesondere durch die starke Differenzierung konnte erreicht werden, dass desinteressierte oder über- bzw. unterforderte Jugendliche den Beziehungsaufbau im Kursverlauf massiv störten.

Zielperspektive: Annäherung an Gottesdienst und Eucharistiefeier

Das Ziel der Annäherung war motiviert durch das Papier „Mystagogische Sakramentenpastoral“ sowie die Tatsache, dass Firmung als Gottesdienst gefeiert wird. Viele FirmbewerberInnen haben jedoch nur sehr wenig Gottesdienstpraxis. Der Besuch des Gottesdienstes vor einem Gespräch war für Jugendliche, BegleiterInnen und die Gemeinde eine gute Gemeinschaftserfahrung, vor allem dann, wenn (zufällig) mehrere Gruppen gleichzeitig in der Kirche waren. Zur Annäherung an Liturgie hat ebenfalls der Jugendbußgottesdienst beigetragen, den die Jugendlichen mit seinem inhaltlichen Gestaltungselement deutschsprachiger Popmusik und in den Verlauf eingebundenen Mitmachstationen sehr aufmerksam mitgefeiert haben.

Trotz eines guten Gesamteindrucks müssen bzw. sollten bei einer erneuten Durchführung des Kurses folgende Elemente ergänzt oder verändert werden:

- Die Präsentation der freiwilligen Angebote sollte auf eine zusätzli-

che Veranstaltung nach Beginn des Grundkurses verlegt werden, damit die Gruppen die Chance haben sich zu finden und gezielter auszuwählen.

- Die Schulung der BegleiterInnen im Vorfeld könnte in zwei Richtungen intensiviert werden: Auseinandersetzung mit der eigenen Lebens- und Glaubensgeschichte; Vorbereitung auf die ungewohnte und manchmal schwierige Gesprächssituation mit den Jugendlichen.
- Ein oder zwei Treffen mehr in den Gruppen wären sinnvoll, weil dies mit wenig Aufwand unter dem Aspekt wachsenden Vertrauens zu einer erheblichen Vertiefung führen kann.
- Die freiwilligen Angebote sollten nicht nur vertiefenden Charakter haben, sondern ergänzt werden durch Veranstaltungen für EinsteigerInnen (Kennenlernen von Glaube und Kirche, reinschnuppern können, Grundinformationen bieten).
- Soziale Projekte einbauen.
- Über die KatechetInnen hinaus noch mehr Menschen einbeziehen, die mit unterschiedlicher Beteiligung (Zeit, Intensität) beim Kurs mitmachen, z.B. bei den Veranstaltungen für alle und im freiwilligen Angebot.

Das positive Erleben dieses Kurses macht uns Mut, ihn zur nächsten Firmung wieder durchzuführen und

weiter daran zu bauen. Differenzierung, Reduzierung und damit Konzentration haben sich als motivierend für alle Beteiligten erwiesen, ohne dass unserem Eindruck nach Wesentliches zu kurz gekommen wäre. Wir erachten es als tragfähiges Modell, dass die „Last“ dieser Firmvorbereitung auf viele Schultern verteilt wird. Die BegleiterInnen übernehmen eine große Verantwortung, ohne jedoch durch einen allzu hohen methodischen Aufwand abgeschreckt zu werden. Gleichzeitig findet für die MitarbeiterInnen eine eigene Auseinandersetzung mit dem Glauben statt, was für die Zukunftsfähigkeit von Gemeinde ganz allgemein ein entscheidender Schritt ist.

Das Modell ist, wie alle Modelle, sicher nicht vollständig auf andere Gemeinden zu übertragen. Eigen-

heiten und Bewährtes vor Ort muss seinen Platz haben. Dennoch können wir nach unserer Erfahrung nur empfehlen, sich auf Neues einzulassen, nicht zuletzt, weil dadurch neue MitarbeiterInnen gewonnen werden können.

Auf lange Sicht wird darüber nachzudenken und auszuprobieren sein, diese Art Firmvorbereitung in einen größeren Kontext der Glaubensverkündigung einzubinden, auch oder gar vor allem bei Erwachsenen. Nur so werden auf Dauer Gesamtmodelle von Glaubensweitergabe entstehen, die die überkommenen, nur noch wenig oder nicht mehr tragfähigen Ansätze in einer veränderten Gesellschaft und Kirche ablösen.

Dirk Kroll

Eine Firmvorbereitung im Geiste von Sant Egidio: Gebet und Freundschaft mit den Armen

in Lilienthal (Region Bremen)

Das was ich zu erzählen habe ist die Geschichte einer Firmvorbereitung, die 2003 mitten in der Diaspora im kleinen Lilienthal am Rande von Bremen begonnen hat. Diese Geschichte endete nicht mit der Firmung vor 2 Jahren.

Am Anfang standen 30 Jugendliche und der Wunsch in unserer Gemeinde, einen neuen Weg der Firmvorbereitung zu gehen. Denn trotz der Vielzahl existierender Konzepte sind die praktischen Erfahrungen mit Firmvorbereitungen in unserer Kirche eher ernüchternd. Wir waren auf der Suche nach einem Weg, der uns die verändernde Kraft des Evangeliums wirklich erleben lässt, letztlich nach einem Weg der gelebten Nachfolge.

In unserer Firmvorbereitung, die 2004 stattgefunden hat, gab es keinen Unterricht. Es gab auch keine Gruppenstunden; es gab kein Sozialpraktikum und keine Firmmappe. Keiner der Jugendlichen wurde gefragt, was wir wohl Spannendes unternehmen könnten; es gab keine Themenabende.

Dafür gab es etwas anderes. Etwas, das einige Erwachsene aus unserer Gemeinde vier Jahre zuvor kennen gelernt hatten. Der Anstoß

zu allem kam damals vom Hildesheimer Bischof Josef Homeyer dem wir im Jahr 2000 im Rahmen einer Visitation bei uns zu Gast hatten. Ich erinnere mich ganz genau, dass er am Ende seines Besuches vier Worte zu uns sagte: „Vergesst die Armen nicht!“

Ich kann hier nicht auf die ganzen Einzelheiten eingehen; aber diese vier Worte haben bei uns eine Suche ausgelöst nach Orten, wo die Armen nicht vergessen werden. Diese Suche hat einige Erwachsene unserer Gemeinde, darunter meine Frau und mich, schließlich zur Gemeinschaft Sant Egidio geführt. Und so entstand in Lilienthal einige Jahre vor Beginn der Firmvorbereitung eine kleine Gruppe Erwachsener, die den Geist der Gemeinschaft leben wollten.

Sant Egidio ist eine vom Vatikan anerkannte geistliche Gemeinschaft, die in den 60er Jahren von Schülern in Rom gegründet worden war. Sie wollten das Evangelium ernst nehmen und vor den Armen ihrer Stadt stehen bleiben. Heute ist aus dieser kleinen Gruppe Schüler eine große weltweite Gemeinschaft geworden mit über 50.000 Mitgliedern in 70 Ländern. Alle arbeiten ehren-

amtlich. Das Herz der Gemeinschaft ist die gelebte persönliche Freundschaft mit den Armen und das gemeinsame Gebet, das Hören auf das Wort Gottes.

Genau das war auch die Grundlage unserer Firmvorbereitung: Einerseits die Einladung, uns regelmäßig sonntags abends zu Schriftauslegung und gemeinsamem Gebet zu treffen, und andererseits die Einladung, eine Freundschaft mit den Armen zu leben. Man könnte sagen, dass wir mit den Jugendlichen ein Jahr lang ausprobiert haben, ob man als normaler Jugendlicher in dieser Weise leben kann. Nach der Firmung haben sich dann eine Reihe Jugendliche entschieden, mit unserer Gruppe in Lilienthal selber Teil der weltweiten Sant Egidio Gemeinschaft zu werden. Aber davon später.

Zwei Richtungen – Zwei Einladungen. Sehr einfach – Sehr konkret.

Viele Wege der Sakramentenvorbereitung setzen bei Gruppenbildungsprozessen an und versuchen, den Jugendlichen möglichst niederschwellige Angebote zu machen. Persönlich habe ich bei vergangenen Firmvorbereitungen immer wieder erlebt, wie schwierig es dabei ist, einen tieferen Weg des Glaubens zu gehen. Bei unserem Weg vertrauten wir darauf, dass man Freundschaft und Gemeinschaft, um die man sich sonst in Gruppen so sehr bemüht, quasi ‚gratis‘ dazugeschenkt be-

kommt, wenn man ernsthaft damit anfängt, die beiden grundlegenden Dimensionen des Christseins zu leben, die uns das Kreuz zeigt: Die eine zeigt nach oben – zu Gott; die andere zeigt zur Seite – zum Menschen. Ich kann ihnen versichern: Wir sind nicht enttäuscht worden.

Viele, die die Gemeinschaft Sant Egidio von außen betrachten, halten den Dienst – die Freundschaft mit den Armen – für den entscheidenden Punkt. Zweifellos ist er sehr wichtig, aber noch wichtiger ist die Dimension des Gebetes. Das Gebet ist der Anfang von allem, nicht der Dienst. Deshalb möchte ich zunächst etwas Grundlegendes über das Gebet in der Gemeinschaft sagen.

Das Gebet

Um die Bedeutung des Gebetes zu verdeutlichen, möchte ich noch einmal auf das Bild des Kreuzes zurückkommen: Was können wir tun, um die Richtung zu Gott zu leben? Mir scheint die Umkehrung dieser Frage den Blick besser auf das Wesentliche zu fokussieren: Worauf darf ein Jünger des Herrn nicht verzichten?

Ein Jünger des Herrn darf nicht darauf verzichten, immer wieder zum Herrn zurückzukehren, sich zu seinen Füßen zu setzen und auf seine Worte zu hören. Das ist die Idee unseres Gebetes, in dem nur eines im Mittelpunkt steht: das Hören auf das Evangelium. Das Evangelium erzählt viel vom Herrn, der nicht müde

wird, zu seinen Freunden zu sprechen. Er resigniert nicht angesichts ihrer Schwäche. Und das ist ein sehr schöner Punkt, den wir im Laufe der Zeit immer tiefer verstehen gelernt haben: Der Jünger ist nicht Jünger, weil er viel verstanden hätte. Der Jünger ist Jünger, weil Jesus nicht resigniert und nicht aufhört, zu ihm zu sprechen. Der Jünger ist Jünger, wenn er die Worte des Herrn hört, und wenn er ahnt, dass darin der Schatz seines Lebens liegen könnte. Mehr nicht. Unser Gebet ist ein Ort des Hörens.

Blicken wir noch einmal auf die ersten Jünger des Herrn: Trifft denn nicht auf diese Jünger damals genau das zu, was heute oft bedauernd über Jugendliche gesagt wird, dass sie nämlich ein großes religiöses „Wissensdefizit“ hätten? Trifft das nicht auf den großen Petrus zu, auf Johannes und all die anderen Jünger? Unser Gebet ist nicht ein Ort, wo sich die Wissenden versammeln, sondern die Hörenden. Oft erscheinen uns die Worte des Evangeliums als schwache Worte. Aber wir erleben mit der Zeit immer mehr, wie diese leisen schwachen Worte eine Kraft entwickeln, die unser Herz verändert. Wir sind nicht mehr dieselben wie vor drei Jahren. Das Evangelium hat begonnen, uns zu verändern.

Es gibt noch ein weiteres Urteil, dem sich Jugendliche in unseren Gemeinden oft gegenübersehen: Häufig werden sie danach beurteilt,

ob und wie oft sie an der sonntäglichen Eucharistiefeier teilnehmen. Ich möchte mir eine freche Frage erlauben: Wie viel Liebe zu Christus muss man bereits haben, um das Geheimnis der Eucharistie wirklich erahnen zu können? Wo aber kann diese Liebe zum Herrn, zu seinem Wort wachsen? Genau ein solcher Ort will unser Gebet sein.

Im Zentrum eines jeden Gebetes steht immer die Lesung einer Schriftstelle, gefolgt von einer Auslegung. Von großer Bedeutung ist dabei die Perspektive aus der wir das Evangelium hören. Es ist die Perspektive des Jüngers, der Jesus nachfolgen will, voller Neugier, Faszination und auch voller Fragen. Wir sind die Jünger! Wir sind gemeint! Die Auslegung ist sehr wichtig, sie ist sehr ernsthaft, nicht in Kindersprache, ohne Effekte, sehr nah am Text. Sie versucht, allein das Evangelium zum Klingen zu bringen. Sie ist keine eigene Geschichte, für die das Evangelium nur ein Aufhänger ist. Die Auslegung bietet keine allgemeinen Lebensweisheiten.

Es geht noch um eine weitere, vielleicht viel entscheidendere Perspektive, die wir im Gebet lernen wollen: Es ist die Perspektive des Herrn. Es ist der Wunsch, die Welt mit seinen Augen, mit den Augen der Armen zu sehen, es ist der Wunsch, seine Liebe und sein Mitleid zu spüren. Deswegen geben wir uns mit dem Hören so viel Mühe.

Jeden Abend versammelt sich die Gemeinschaft Sant Egidio an vielen Orten auf der Welt zum Abendgebet – auch in Deutschland. Das Gebet unserer Jugendlichen findet seit Anfang 2004 alle zwei Wochen in unserer Pfarrkirche in Lilienthal statt, jeweils sonntags um 19 Uhr. Gerahmt werden Lesung und Auslegung von einfachem Gesang und Stille. Während der Firmvorbereitung hat der überwiegende Teil der Firmlinge am Gebet teilgenommen, ohne dass es eine Anwesenheitskontrolle gab; heute – drei Jahre später – kommen 15-20 Jugendliche regelmäßig.

Die Freundschaft mit den Armen

Zwischen dem Gebet einerseits und der Freundschaft mit den Armen andererseits gibt es einen tiefen inneren Zusammenhang, den wir versuchen zu leben. Wenn die Armen mit ins Spiel kommen, dann erscheint uns das Evangelium nicht fremd. Denken wir nur an die Fußwaschung, an den barmherzigen Samariter, an das geheimnisvolle Wort des Herrn, dass er uns selbst in den Geringsten begegnet. Das alles kann lebendig werden. Wir haben es selbst erlebt.

Man kann sagen, dass uns das Evangelium dabei hilft, eine Freundschaft mit den Armen zu leben. Und die Armen helfen uns, das Evangelium besser zu verstehen. In der Gemeinschaft Sant Egidio gehört beides untrennbar zusammen. Das Gebet, das Hören auf das Evangelium, kann nicht alleine

stehen. Nie. Die Freundschaft mit den Armen ist ein entscheidender Teil des Evangeliums. Ohne sie verkümmert unsere Kirche und unsere Gemeinden werden schwach.

Deshalb gibt es neben der Einladung, Christus in seinem Wort zu begegnen, noch die zweite Einladung, ihm in den Armen zu begegnen und zu dienen. Und die schönste Art, den Armen zu dienen, ist, eine Freundschaft mit ihnen zu leben. Das ist nichts Theoretisches oder Abstraktes: In der Gemeinschaft Sant Egidio gibt es einen großen Erfahrungsschatz an gelebter Freundschaft mit den Armen. Jeder in der Gemeinschaft hat mindestens einen Armen zum Freund. Die vielen schönen Erfahrungen der Gemeinschaft hatten uns Mut gemacht, unsere Firmlinge einzuladen, sich für einen Dienst zu entscheiden und diesen während der gesamten Firmvorbereitung zu leben.

Vier Dienste standen für die Firmlinge zur Auswahl: Die Freundschaft mit einer alten Frau; Deutschunterricht für Flüchtlinge; die regelmäßige Betreuung von Kleinkindern – genannt ‚der geschenkte Nachmittag‘; die Freundschaft mit behinderten Menschen.

Vor Beginn der Firmvorbereitung hatten wir uns sorgfältig überlegt, welche Kriterien die Dienste erfüllen sollen:

- Die Dienste sind kein Sozialpraktikum, keine ‚Mal-Eben-Aktionen‘,

keine Schnupperangebote.

- Es geht nicht um abstrakte Zusammenhänge, sondern wir haben es mit wirklichen Menschen zu tun, mit ihren Schicksalen und auch mit ihren großen Problemen.
- Die Aufgaben sind ‚selbstverständlich‘, d.h. der Sinn des Dienstes lässt sich sofort und ohne große Erklärung erkennen.
- Unser Dienst will eine Freundschaft mit einem Menschen sein, den wir uns nicht selbst ausgesucht haben und der unsere Freundschaft besonders braucht.
- Unser Dienst ist kostenlos; wir nehmen kein Geld an.
- Die Jugendlichen organisieren sich selbst, d.h. sie verabreden sich selber zu den Diensten und legen die Zeiten fest.
- Den Grad der Freundschaft bestimmt jeder Jugendliche selbst.

Die meisten Jugendlichen haben diese Einladung zum Dienst in beeindruckender Weise angenommen.

Nach der Firmung im Jahr 2004 wollten 18 von den 30 Gefirmten weitermachen. Seither konzentrieren wir uns auf die Freundschaft mit alten Menschen in Heimen. Ausgehend von der Erfahrung mit Frau Müller, der ersten alten Dame, der wir begegnet sind und die für uns zu einer ‚Ikone der Freundschaft‘ mit alten Menschen geworden ist, gehen Jugendliche an mehreren Tagen in zwei Altenheime und besuchen dort ver-

schiedene Bewohner. In einem Altenheim laden wir regelmäßig die Bewohner zu Festen ein, die wir vorbereiten und mit ihnen feiern.

Die Freundschaft mit Frau Müller

(Name geändert)

Frau Müller war 93 Jahre alt als wir sie 2004 kurz vor Beginn der Firmvorbereitung kennen lernten. Sie stammt aus Bayern und hatte Zeit ihres Lebens dort gelebt bis sie wenige Wochen zuvor in die Nähe ihrer Tochter in ein Lilienthaler Altenheim umgezogen war. Ihr Mann und alle ihre Freunde waren bereits gestorben und das Leben im eigenen Haushalt fiel Frau Müller zunehmend schwerer. So hatte sie ihr eigenes Haus mit einem Zimmer im Altenheim tauschen müssen. Zu dieser Schwierigkeit kam noch hinzu, dass sie zunehmend verwirrt wurde. Dies belastete sie schwer, zumal sie sehr gebildet ist und es gewohnt war, ein sehr selbständiges Leben zu führen. Sie gehörte zu den ersten Frauen, die in Deutschland ihren Führerschein gemacht hatten. Beruflich war sie Geschäftsführerin im eigenen Familienunternehmen gewesen. Als wir sie kennen lernten, war sie in einer sehr traurigen, verzweifelten Verfassung. Trotz der vielen Mitbewohner im Heim war sie einsam. Immer wieder fragte sie uns, was ihr Leben jetzt noch wert sei. Und oft haderte sie mit ihrer beginnenden Demenz. Sie sagte: „Warum

hat mir der liebe Gott den halben Verstand genommen? Er hätte ihn mir ganz lassen oder auch ganz nehmen können!". Ständig drehten sich ihre Gedanken um die Frage, was sie noch Sinnvolles tun könnte, und oft war sie so verzweifelt, dass sie der Lebensmut verließ.

Die Situation von Frau Müller stellte uns ganz deutlich die Frage nach dem Sinn und dem Wert menschlichen Lebens in einer Zeit der Schwäche. Wir haben uns entschieden, die beginnende Firmvorbereitung als Chance zu begreifen, Frau Müller zu helfen. Ihre Situation war so dramatisch, dass wir uns entschlossen, diese eine Frau mit allen 10 Jugendlichen und den 5 Erwachsenen zu besuchen. Von da an kam fast an jedem Tag Besuch.

Warum so viele Jugendliche zu einer einzigen alten Frau? Sollte man sich da nicht besser aufteilen? Es gibt doch noch so viele andere einsame alte Menschen. Das Evangelium lehrt uns, nicht gleich die Schere der Rationalität im Kopf zu haben. Es spricht oft davon, dass die Herausforderungen weit größer sind als die Kraft der Jünger. Was lehrt uns der Herr? Nicht zu resignieren, eine große Hoffnung zu haben für jeden einzelnen Menschen, und besonders für diese alte Frau, die da vor uns stand. Das Evangelium lehrt eine Liebe ohne Berechnung und ohne Maß.

Die ersten Monate waren sehr hart. Immer drehten sich alle Ge-

spräche im Kreis; wir spürten eine große Ohnmacht und Hilflosigkeit. Auch für uns Erwachsene waren das schwierige Stunden. Es gab viele Gespräche mit den Jugendlichen, aber keiner wollte aufgeben. Wir hatten eine echte Herausforderung zu bestehen.

Vor einem Armen stehen zu bleiben... Das Stehenbleiben ist das Wichtigste. Obwohl wir keine Antworten auf die viele Fragen dieser alten Frau hatten. Immer wieder haben wir über den Wert von Freundschaft gesprochen. Wir wollten keine schematischen Besuche zu festgelegten Stunden, wir wollten keine Betreuung. Wir suchten eine Freundschaft.

Und heute können wir rückblickend sagen, dass es diese einsame, alte Frau irgendwie geschafft hat, uns so zu verzaubern, dass wir uns in sie ‚verliebt‘ haben. Es gab so viele gemeinsame Stunden: Spiele, Zuhören, ins Theater gehen, Spazieren gehen, Eis essen... Manche Jugendliche sind auch in den Ferien ins Altenheim gegangen: Das Maß der Freundschaft bestimmt jeder selbst. Jeden Sonntag holen wir Frau Müller zur Messe ab. Sie hat ihre Geburtstage im Kreis ihrer jugendlichen Freunde gefeiert.

In der Bibel ist viel von Wundern die Rede. Wir haben mit den Jugendlichen ein Wunder erlebt. Einige Monate nachdem wir angefangen hatten, Frau Müller regelmäßig

zu besuchen, konnten wir eine starke Veränderung wahrnehmen. Langsam verfliegen die dunklen Gedanken und es stand uns immer häufiger eine humorvolle alte Dame gegenüber. Wir haben sogar den Eindruck, dass ihre Demenz eher besser als schlechter geworden ist. Heute können wir sagen, dass wir die „Auferstehung“ eines alten Menschen erlebt haben.

Medikamente waren nicht für diese Veränderung verantwortlich, eher die Freundschaft zu den Jugendlichen. Durch die abendlichen Besuche bekamen ihre Tage wieder ein Ziel. Sie fing an, sich Gedanken darüber zu machen, wie sie die Jugendlichen bewirte. Sie erzählt den Jugendlichen aus ihrem Leben und nimmt Anteil an deren Leben. Heute wird viel gelacht.

Die Jugendlichen sind zu ‚ihren‘ Jugendlichen geworden. Einmal hat sie aus einer großen Gruppe jugendlicher treffsicher genau die Jugendlichen herausgesucht und angesprochen, die ‚ihre Jugendlichen‘ sind. Sie, die so vergesslich ist, hat ‚ihre Jugendlichen‘ erkannt. Und wir waren richtig stolz.

Jesu Leben lehrt uns etwas über die Kraft die in der Schwäche liegt. Frau Müller hat uns in ihrer Schwäche Fragen gestellt, obwohl wir am Anfang nicht richtig zugehört haben. Wir meinten zu wissen, was diese Frau brauchte. Aber um diese Frau wirklich zu verstehen, muss

man immer wiederkommen, gut anhören und nicht schnell irgendwelche Antworten geben.

Eine Frage bleibt schwierig: „Gibt mir eine sinnvolle Aufgabe!“ Viele kleine Dinge haben wir probiert, aber es war schwierig. Es hat sehr lange gedauert, bis wir begriffen hatten, was in den vergangenen Jahren die wirkliche Aufgabe dieser alten Frau gewesen war. In einer Mappe zu ihrem 95. Geburtstag haben wir ihr im Februar 2006 geschrieben:

Liebe Frau Müller!

Sie fragen uns oft, ob wir nicht eine Aufgabe für Sie hätten. Etwas, was Sie für andere tun könnten. Und diese Frage ist wirklich eine ganz wichtige Frage für jeden Menschen. Wenn wir heute an ihrem 95. Geburtstag an die gemeinsamen Jahre zurückdenken, dann fällt uns auf, dass Sie etwas sehr Wichtiges getan haben: Sie sind zu einer Freundin für viele junge Menschen geworden. Sie zeigen vielen Jugendlichen, wie schön die Freundschaft mit einem alten Menschen sein kann. Das ist ihre Aufgabe! Und das ist eine sehr schöne Aufgabe. Wir möchten uns für die Freundschaft bedanken, die Sie uns entgegenbringen...

Ich möchte diese Reflexion mit einem Wort von Charlotte beschließen, einer der Jugendlichen, die das, was wir leben wollen, sehr schön auf den Punkt gebracht hat: „Die Verbindung zwischen dem Gebet und der Freundschaft mit den Armen ist für mich ein Schlüssel zu Gott geworden.“

Es sieht so aus, als ob unser Weg definitiv nicht zu Ende wäre. Heute sind 25 Jugendliche miteinander auf dem Weg. Die Verbindung ist nicht ihr Alter; der jüngste ist 12 und der älteste 21 Jahre alt. Sie gehen nicht auf dieselbe Schule, sie wohnen in unterschiedlichen Orten viele Kilo-

meter voneinander entfernt. Zu dieser Gruppe gehören nicht nur katholische Jugendliche; die Jugendlichen haben kein gemeinsames Hobby. Sie sind kein Sportverein und kein Angelclub.

Diese so ganz verschiedenen Jugendlichen verbindet etwas Tiefes, ein Weg, eine gemeinsame Erfahrung, eine Haltung, eine Art zu Leben, vielleicht ein Traum von einer besseren Welt. Sie sind in ganz unterschiedlichen Weisen Zeugin und Zeuge für Jesus, den Christus.

Martin Schürenberg

P. Medard Kehl

rektorat@sankt-georgen.de

Matthias Kaune

matthias.kaune@web.de

matthias.kaune@bistum-hildesheim.de

Dirk Kroll

kroll@krolix.de

Martin Schürenberg

kmsch@online.de

ISBN: 3-89366-553-6

Foto: Anja Franzke

Impressum

© 2006 Bischöfliches Generalvikariat, Hildesheim

Herausgeber: Fachbereich Verkündigung/Hauptabteilung Pastoral

Bezug: Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim

Hauptabteilung Pastoral – Fachbereich Verkündigung

Domhof 18–21, 31134 Hildesheim